

Unser Pommernland

3. Jahrgang

1915—1916

Nr. 8/9.

Verbandsorgan des Pommernbundes in Berlin, des Verkehrsverbandes für Pommern und die Insel Rügen E. V., des Meßenthiner Waldvereins und des Buchheidevereins.

herausgegeben von Ludwig Hamann und Arnold Koeppen

Die „unbekannten Götter“ der rügischen Wenden.

Von Adolf Moepert in Stralsund.

Als am 12. Februar v. J. der Dozent für Slawische Philologie an der Breslauer Hochschule, Prof. Dr. Diels, in einer Versammlung der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde einen unser gefichertes Wissen „über den Götterglauben der Slaven“ zusammenfassenden Vortrag hielt (Mitteilungen d. Schles. Ges. f. Volkst., B. XVII, 1. H.), erwähnte er, daß der Bericht Helmolds über den guten und bösen Gott der Wenden in neuerer Zeit durch eine kaschubische Volkserzählung eine unerwartete Bestätigung gefunden habe. Wenn dadurch das Mißtrauen gegen den Verfasser der Wendenchronik beseitigt und der Kult des *Belbog* und des *Tschernebog* endlich allgemein als historische Tatsache anerkannt würde, so wäre das kein geringer wissenschaftlicher Fortschritt. Denn daß dieser Kult keine leere Erfindung ist, darüber hätte schon seit langem kein Zweifel bestehen sollen. Man hätte zu dieser Erkenntnis gelangen müssen, wenn man unter den spärlich fließenden und leider größtenteils unreinen Quellen eine mehr beachtet und genügend ausgeschöpft hätte: ich meine die für die älteste Geschichte Pommerns und besonders Rügens so wichtige *Rnytlunga-saga*.

Die Zuverlässigkeit der Rnytlingasaga.

Sie ist anfangs über- und später stark unterschätzt worden. Das herbe Urteil Otto Fock's (Rügen'sch-Pommersche Geschichten, I, S. 129 ff) ist bekannt. Fock beruft sich dabei auf die ungenauen, ja widerspruchsvollen Ortsangaben. Er würde etwas milder gewesen sein, wenn er das offensichtliche Bestreben des isländischen Autors, zu germanisieren, die weite Entfernung von dem Schauplatz der Ereignisse und die zwischen diesen und ihrer schriftlichen Bearbeitung verfloßene Zeit

von annähernd 100 Jahren mehr in Rechnung gestellt hätte. So könnte Masnet wegen der Namensähnlichkeit auch auf die Insel Ummanz angewandt sein, Masnet dürfte die skandinavische Uebersetzung eines slawischen Städtenamens sein, der ursprünglich und nebenbei, wie so viele andere, ein Gewässer bezeichnet. Die Insel Swold, womit nach der Ansicht der meisten Forscher die Greifswalder Die gemeint ist, und der Fluß Swolder (*Portus Swaldensis* bei Sazo) der gut mit der Mündung des Rhy sich decken könnte, zeigt, wenn man den noch im Mittelhochdeutschen vor anlautendem *w* sehr beliebten *f*-Daut wegläßt, den zweiten Bestandteil von Greifswald (1307 *Gripešwold*), und man könnte versucht sein, anzunehmen, daß zu dem heutigen Ortsnamen das Bestimmungswort erst später hinzugesetzt sei.

Im Mittelalter liebte man derartige Abkürzungen und hieß darum auch die Stralsunder einfach „die Sundischen“. (Auch eine Verkürzung könnte „die Sundischen“. *Walung* (*Falong*, *Walungia*) ist an sich jedenfalls nichts anderes als „die Rinderweide“ (*wol* = *Ochs*) und könnte demgemäß auch auf die Gegend um Wolgast, wie schon Mohnike glaubte, und auf die Insel Wilm mit dem ihr vorgelagerten Vandsirich zielen, da diese in Stralsunder Chroniken neben Wilm auch Wollem genannt wird. Anstoß nimmt Fock im besonderen auch an der Stelle im Kap. 123, wo es heißt: „Während König Waldemar lebte, wurden elf Kirchen auf Rügen erbaut und Bischof Absalon weihte sie. Jetzt ist ein Bischofsstuhl daselbst in der Stadt, die *Usna* heißt und in diesem Bistum sind hundert und dreißig Kirchen.“ In der Tat kann Rügen unmöglich 130 Kirchen gehabt haben, noch war es je ein selbständiges Bistum. Jahrzehntelang unterstand es in kirchlicher Beziehung den

Bischöfen von Roskilde auf Seeland. Aber der Verstoß ist nicht so schreidend, wenn man einen Gedanken sprung annimmt, wie er bei schlichten Erzählern zu allen Zeiten vorgekommen ist. „Daselbst“ bezieht sich gar nicht auf Rügen, sondern auf ganz Vindland, von dem die Insel eine Provinz ist. Dabei scheint allerdings Usna (Uedom) mit Wollin verwechselt zu sein. Indes wird die Möglichkeit nicht ganz von der Hand gewiesen werden dürfen, daß die Fürstbischöfe von Wollin (Ei später in Kammin) auch in der ältesten und größten Stadt der Nachbarinsel eine Residenz besaßen haben, was zahlreiche Analogieen hätte und die Vertauschung der Orte fast vollkommen rechtfertigen würde. (So hat der Bischof von Suwalki oder Augustowo seinen Sitz in Seinj.)

Man wende diese Erklärung auf die umstrittenen Stellen der Saga an, und manche vermeintlichen Widersprüche, auf die hier einzugehen zu weit vom Thema abführen würde, werden sich dann leicht lösen.

Was die Zahlenangaben betrifft, so sind diese in der älteren Geschichte, am meisten, wenn sie durch Mittelpersonen überbracht wurden, fast durchgehend übertrieben oder, wie bei Saro, gefälscht.

Es wird also auch bei der Beurteilung der Zuverlässigkeit der Anhtlingasaga die Wahrheit in der Mitte liegen. Wer im Auge behält, daß Namen und Zahlen teils in bestimmter Absicht, teils infolge der mündlichen Berichterstattung entstellte sind, wird immerhin in ihr eine wertvolle Ergänzung zu den Quellen für die älteste Pommerische Geschichte erblicken dürfen.

Die Götterliste bei Saro und in der Saga.

Der beste Führer bei der Erforschung der Geschichte und Religion der alten Nigäner ist unbestreitbar *Saro Grammaticus*, der als Zeitgenosse und Augenzeuge der dänischen Kämpfe gegen die letzte Zufluchtstätte des wendischen Heidentums selbstverständlich die Vorgänge viel ausführlicher und genauer schildern konnte als der Schöpfer der nordischen Saga. Indes ist auch er nicht frei von nachweisbaren Mängeln und Unrichtigkeiten. Es kann darum seine Autorität nicht gegen die Anhtlingasaga in die Waagschale geworfen werden, wenn diese ein Mehr aufweist und von einer Unternehmung berichtet, über welche der dänische Geschichtschreiber schweigt. Gerade dem Teilnehmer an den verschiedenen Heerfahrten kann bei der Niederschrift leicht ein Streifzug entgangen sein, an dem er nicht persönlich beteiligt und mit dem daher keine Erinnerung an Selbsterlebtes verknüpft war.

Das gilt in unserem Falle von der Vernichtung der Götzen *Pizamar* und *Tjarnalofi*.

Am wesentlichen laufen die Berichte der beiden Schriftsteller über die heidnischen Götterbilder, des

Swantewit zu *Arkona* und des *Rugiewit*, *Poenut* und *Porewit* (nach der Saga: *Rinwit*, *Turupid*, *Buruditt*) in *Rarenz*, einander parallel. Die übermannshohen Statuen wurden zertrümmert und verbrannt, die reichen Tempelschätze wurden gesammelt und verpackt. Nun tritt eine auffallende Divergenz ein. Die Saga berichtet weiter:

„Ein fünfter Gott hieß *Pizamar*; er war in einer Stadt, mit Namen *Nafund*; auch er wurde verbrannt. Außerdem war da einer, mit Namen *Tjarnagloft*, welches ihr Siegesgott war, und in den Kampf mit ihnen zog; er hatte einen Ankelbart von Silber; er hielt sich am längsten; a^r er doch bekamen sie ihn das dritte Jahr darnach.“ (Nach der Uebersetzung von *Kombst*, *Balt. Stud.* 1. S. S. 59).

Es ist klar, daß der Verfasser sich das hier Erzählte nicht aus den Fingern gezogen hat. Andererseits muß es Befremden erregen, daß *Saro* dieser Abgötter mit keiner Silbe gedenkt. Auch eine Stadt *Nafund* wird nirgends bei *Saro* erwähnt, obwohl ein größerer Ort wie dieser ihm kaum unbekannt geblieben sein kann. Man hat sich nun, von *Kombst* angefangen, immer wieder den Kopf zerbrochen, was für ein Ort unter *Nafund* zu verstehen sei, und hat bald auf *Gingst*, bald auf die *Serthaburg*, bald auf andere alte Burgwälle, endlich und zumeist auf *Jasmund*, die provincia *Asmoda Sáros*, geraten. Mit dem seltsamen Götzen *Pizamar* wußte man überhaupt nichts anzufangen. Um so schneller entschied man sich bei dem anderen, dessen Sitz nicht unbedingt in *Nafund* gewesen zu sein braucht, wegen der Gleichheit einiger Konsonanten für die Identität mit dem aus der Lebensbeschreibung des hl. *Otto* uns gut bekannten *Stettiner Hauptgott Triglav*.

Daß die bisherige Auffassung zum Teil sicher, zum Teil wahrscheinlich falsch ist, werden wir bei einer eingehenden Untersuchung über die einzelnen Namen erkennen. Beginnen wir zuerst mit dem Ortsnamen.

Die Lage von Nafund.

Ich frage zunächst: wer hat bewiesen, daß *Nafund* auf der Insel *Rügen* gelegen haben muß? Niemand. Und ich behaupte, daß dieser Beweis unmöglich ist, weil die Saga zu oft Insel und Festland durcheinanderrührt und das Wörtchen „da“ allgemein „in dieser Gegend“ bezeichnet. Ort der Handlung war nach *Saro* zuletzt eine kleine Insel nicht weit von *Garz*. Mag dies nun *Wilm* oder *Strela* gewesen sein, in jedem Falle war der Stapelplatz der erbeuteten Reichtümer nicht allzuweit von der pommerischen Küste entfernt. Nichts steht daher dem Gedanken entgegen, daß ein Teil der dänischen Flotte von hier aus nach dem Festland am *Strelafund* gefegelt sei, um auch hier mit dem Götzendienste kehraus zu machen und neue Schätze

dazuzugewinnen. Fast jedesmal, wenn die Dänen bei ihren früheren Kriegszügen bei dem beliebten Ankerplatz Strela an Land gegangen waren, war auch die gegenüberliegende Küste in Mitleidenſchaft gezogen worden. So noch im Frühjahr d. Jhr. 1165, wo auch ein heimischer Opferhain bei Bukow, unweit Strehlab, den Flammen übergeben wurde. Dieses Unternehmen wird von der Saga vor, von Saro hinter die Schlacht auf dem Zudar verlegt. Aber die Saga kommt am Ende auf diesen Beutezug noch einmal zu sprechen. Nach dem Siege Abjalons, des streitbaren Bischofs, am Garzer „See“, fährt die Saga zu erzählen fort:

„Der König dankte ihm (Abjalon) in gnädigen Ausdrücken für diesen Sieg, und darauf zogen sie alle vereint nach Strela. Die Inselmänner hatten nun große Beute gemacht, welches ihnen die Sitten mißgünsteten; und sie sagten, daß die Inselmänner alles bekämen, sie aber gingen leer aus; aber sie durften doch nicht davon vor des Königs Ohren sprechen. Darauf zog der König mit dem Heere nach Masund, und heerte daselbst. Da tödteten sie einen Häuptling, mit Namen Dalemar, bemächtigten sich alles Volks und Guts, und zogen dann nach Hedinsoe“.

Wollen wir beide Berichte in Uebereinstimmung bringen, dann müssen wir annehmen, daß das zur Entschädigung für die Güten beraubte Masund eben an dieser Küste lag, daß man von hier nach Hiddensoe fuhr, Frieden schloß und heimkehrte.

Saro berichtet dan noch von einem zweiten Feldzug im Herbst dieses Jahres, bei welchem die Halbinsel Wittow und Fasmund am meisten zu leiden hatten. Das war für viele der Grund, Masund als eine Entstellung von Fasmund, das ihm überdies in der Endung ähnelt, anzusehen. Man glaubte, daß in der Saga die beiden Minderungszüge d. Jrs. 1165 ineinander verwoben seien. Man übersah dabei, daß dann im Berichte der Saga der Friedensschluß bei Strela und nicht bei Hiddensoe stattfinden müßte — die Gleichheit in der stereotypen Form: Geiseln, Schätzung, Hörigkeit, ist noch kein Beweis für eine Verwechslung — und daß der zweite Zug von ihr ebensogut übergegangen oder in den folgenden summarischen Bericht von den acht Kriegszügen Waldemars gegen Rügen eingeschlossen sein könnte. Möglicherweise sind in ihr tatsächlich die kriegerischen Ereignisse aus beiden Zügen vermengt, wobei das Hauptgewicht auf die Aktionen des ersten gelegt wurde. In keinem Falle hat man damit ein Recht, Masund und Fasmund für gleichbedeutend zu halten. Denn

1. Masund ist eine Stadt, Fasmund eine Halbinsel.
2. Masund ist keine Verstümmelung, sondern eine Uebersetzung eines wendischen Namens.

Mit der unter 1. genannten Schwierigkeit hat sich A. Haas (Rügensche Skizzen, S. 83 ff) in sehr ansprechender Weise abgefunden, indem er die Stadt Fasmund als den alten Burgwall von Kapelle bei Sagard erklärt, wo eine 1250 erwähnte ecclesia de Yasmund gefunden haben müsse. Beweiskraft kann aber diese Begründung nur beanspruchen unter der Voraussetzung, daß Fasmund wirklich zu Masund verstümmelt worden ist. Nun ist aber Masund ein urgermanischer Name, der aus den beiden uns wohlbekanntesten Bestandteilen Ma (ahd. aha, lat. aqua, eng verwandt mit au, ahd. outwa = Wasser, Strom, Insel, Wiesenland) und Sund (Meerenge) zusammengesetzt ist. Ma lebt in vielen Ortsnamen fort, besonders auch in den um jene Zeit eroberten und germanisierten russischen Ostseeprovinzen (vgl. Windau = Wendische Ma, Bolderaa, Masjord in Norwegen), Sund ist der zweite Teil des Namens vieler nordischer Städte, die an einer Meerenge liegen (z. B. Egersund gegenüber der Insel Egerö). So wird man auch bei Masund an die Lage unmittelbar an einem Sund zu denken haben, und man wird dabei unwillkürlich einen Vergleich zwischen Masund und Stralsund ziehen. Wenn man weiß, daß die Saga statt Kammin Stenborg, statt Stettin Burstaborg bietet, dann kann man nicht umhin, zu vermuten, daß Ma ebenso eine Uebersetzung von Stral (Strela) sein soll wie Sten für kamien, Burste für szczec. Ist diese Uebersetzung richtig, dann ist es mehr als wahrscheinlich, daß Masund mit Strelasund identisch ist, das zwar bei der Unterwerfung Rügens (nach der Saga, 1169) nach allgemeiner Annahme noch nicht bestanden hat, aber 1209 von dem rügischen Fürsten Jaromar als „neue“ Stadt an der Stelle einer alten erbaut worden ist. Ungezwungen ließe sich in der Sage ein „heutig“ (nach dem „heutigen“ Masund) ergänzen, falls die frühere Benennung eine andere als die spätere gewesen sein sollte.

Die Bedeutung des Namens Stralsund.

Man ist bei der Deutung von Strela fälschlich von der Insel, dem gegenwärtigen Dänholm, ausgegangen, an der man, mit starker Inanspruchnahme der Phantasie, die Gestalt eines Pfeiles, poln. strzala, zu erblicken glaubte; von ihr sollte der Sund und die Stadt den Namen empfangen haben. Demgegenüber habe ich schon vor 3 Jahren gezeigt, daß die Entwicklung umgekehrt und der die Insel Rügen und das Festland scheidende Wasserarm als strzala gedacht und bezeichnet worden ist. Der Beweis ergibt sich daraus, daß auch das Wort promien, Strahl, im weiteren Sinne den Arm eines Flusses bezeichnet, Strela in Böhmen ein Zufluß der Beraun ist, die Stralau und Strehlen (vgl. auch Strielna bei Petersburg), soweit dies heute noch feststellbar ist, an Flüssen oder strahlenförmigen Ausbuchtungen

von Flußläufen liegen, und belt, Bolzen Pfeil, gleichfalls in übertragener Bedeutung für Sund, den Belt der westlichen Ostsee, gebraucht wird. Hier liegt offenbar überall dieselbe Vorstellung zu Grunde; sie mag den Germanen nicht fremd gewesen sein, denn wahrscheinlich haben sie, nicht die Slawen das Wort Belt geprägt, das darnach nicht auf ein nbd. belt = balteus, Gürtel, sondern auf bolt, Bolzen, zurückgeht. Darum auch die 3 Strahlen oder richtiger Pfeilspitzen, Bolzen, im Wappen von Stralsund, worüber ich damals (Germania, 42. Jahrg., Nr. 225) schrieb:

„. . . man kann darin sehr wohl einen Hinweis auf die drei strahlenförmigen Wasserarme erblicken, welche die alte Hansestadt gleich einem gewaltigen natürlichen Festungsgraben fest und sicher umschlingen: der Strelasund, der Frankenteich und der Kniepereteich. Diese vortreffliche Lage gab der trostigen Feste bis tief in die Neuzeit hinein ihre unbezwingliche Stärke und ihr eigenartiges Gepräge. Zum Wappenbild erhoben, waren die drei schützenden Gewässer ein stolzes Symbol ihrer oft erprobten Unernehmbarkeit.“

Mag man nun die Insel einfach nach dem Wasser oder in Verbindung mit dem Suffix = ow zunächst Stralow benannt haben oder tritt in dem Auslaut von Strela schon deutscher Einfluß hervor, es kann uns hier gleichgültig sein: sicher ist, daß das Nomen proprium zuvor ein Appellativum mit dem Nebeninn des deutschen Na = Strom. Wasser war. Vielleicht stand der „Neuen Au“, dem Fahrwasser zwischen Pramort auf Zingst und der pommerischen Küste, ehemals der Strelasund als „Alte Au“ (= Na) gegenüber.

Man wird nach diesen Ausführungen nicht bestreiten können, daß es wahrscheinlich ist, mit Asund sei die alte Burg von Stralsund gemeint, die bei dem drei Jahre später von Strela aus unternommenen festländischen Zuge der Vermüstung anheimgefallen sein mag. Denn „da ritt der König hinauf nach Tribuzis (Triebses) und Atripiden (Treprow), und verbrannte das Land weit und breit.“ Damals mag auch dem, wie oben gesagt, drei Jahre früher gereiteten Tjarnaglofi das letzte Stündlein geschlagen haben. Dagegen ist von einem Zug der Dänen gegen Fasmund oder Rügen im allgemeinen um diese Zeit nichts bekannt. Und es wäre doch sehr merkwürdig, wenn Sago dieses so bezeichnenden Verhaltens der Zingulaner, welches ihre Ernsthaftigkeit bei der Befehrsung starken Zweifeln aussetzen mußte, nicht gedacht hätte. Da ist es gewiß das vernünftigste, weil einfachste, die Beschützer des Götzen überhaupt nicht auf Rügen, sondern auf dem benachbarten Festlande zu suchen.

Die Gleichsetzung von Asund und Stralsund ist also die beste Lösung, um allen Schwierigkeiten ein Ende zu bereiten. Romst schrieb 1832:

„Fast sollte man an eine Stadt denken, welche in der Gegend des jetzigen Stralsund gelegen.“ Leider hat er selbst die Spur nicht weiter verfolgt.

Der Tjarnaglofi.

Als Kriegsgott der alten Rügianen galt zweifellos der mit 7 Gesichtern und 8 Schwertern dargestellte Rugiawit (Rintwit). Ob der Name mit dem des Volkes zusammenhängt, ist schwer zu erweisen. Da er dem Wolgaster Herowit in seiner Haupteigenschaft gleich ist, und letzterer ebenso wie der Habelberger gleichnamige Götze mit Jarowit (jary = hell, jar = Frühling) umschrieben wird (Brückner, Mythol. Stud., Archiv f. slav. Phil., B. XVI, S. 166), ließe sich vielleicht das aus dem Namen Mitterbog (Jutry = boh) sich ergebende jutry und das fast identische rany, ranki zur Erklärung verwenden. Der Orakel- und Erntegott Swantewit trug das Schwert wohl nur als oberster aller Götter und als Verkörperung aller Mannesjugenden. Der Porowit könnte auf die Zeit der Reise, poln. pora, hinweisen im Gegensatz zu dem Rintwit als dem Gotte der über die Nacht siegreichen Morgenröthe. Porowit aber ist durch die Aenderung in Turupid deutlich als der „Thor“ der Slawen, der Donnergott Perun, gekennzeichnet, den man ohne diese Annahme auf Rügen vermissen würde.

Dazu kommt nach der Saga ein neuer Kriegsgott in der Person des Tjarnaglofi. God bezweifelt die Richtigkeit dieser Angabe, weil die Stelle des Kriegsgottes auf Rügen von Rugiawit eingenommen wird. Ein weiterer Wink für uns, die Lage von Asund so zu bestimmen, wie es oben versucht worden ist!

Selbstverständlich wollen alle diese Erklärungen keinen anderen als einen hypothetischen Charakter beanspruchen. Viel sicherer dürfen wir jedoch auftreten bei der Zergliederung und Besprechung des Tjarnaglofi, welchem wir uns aus taktischen Gründen nunmehr zuerst zuwenden wollen.

Es ist unglaublich, aber wahr, daß dieser Name, den jedes polnische Kind sofort als czarnoglowy, schwarzköpfig, verstehen würde, und der so durchsichtig ist wie selten einer in der Saga, durch mehr als 80 Jahre mißverstanden und als „dreiköpfig“, dem Triglaw gleich, gedeutet worden ist. Eine Erscheinung, welche in der wissenschaftlichen Welt der Neuzeit fast einzig dastehen dürfte, und die nur erklärlich wird unter dem Gesichtswinkel, daß die wenigen Slawisten, welche sich, wie Jagic und Brückner, auch der Mythenforschung gelegentlich widmeten, diese nordische Geschichtsquelle bei ihren Studien nicht berücksichtigt haben. Romst eröffnete den Reigen und Fock und alle späteren, des Slawischen unkundigen Geschichtsschreiber sekundierten ihm: aus dem Tjarnaglofi ist der pommerische Triglaw geworden.

Der Triglaw war durchaus nicht schwarz; er hatte, wie wir von anderen Chronisten erlernen, drei zusammenhängende silberne Stopfe; Augen und Lippe waren von einer goldenen Binde umschlossen. Der Apostel der Pommeren fandte das Haupt des Gözen zum Zeugnis dessen, daß das Heidentum nunmehr ausgerottet sei, an Papst Honorius II. nach Rom. Ein anderes lange vor den christlichen Priestern verworren gehaltenes Triglawbild war von Gold. Ein schwarzes Kop war dem Gotte geweiht, durch welches er die Zukunft weissagte. Nach allem diesem ist der Triglaw weit eher mit dem Swantemit und dem Swarowischiz von Rethra als mit dem Tjarnaglofi zusammenzustellen. Die 3 Köpfe konnten ebenso wie die 4 des Swantemit die Jahreszeiten, die verschieden gezählt wurden, sinnbilden. Denn daß die genannten Gottheiten zu dem Sonnenlicht und der durch den Lauf der Sonne bewirkten Zeiteinteilung in Beziehung stehen, ist ziemlich klar. Für den Tjarnaglofi aber gibt es eine viel einfachere Erklärung: er ist das Idol des „schwarzen Gottes“, des „Ezernebog“ des Helmod, der als malus deus dem nicht namentlich erwähnten bonus deus gegenübersteht. Es scheint, daß er seine üblen Eigenschaften besonders die Feinde seiner Verehrer empfinden ließ, und daß man ihn deshalb zum Kriegsgott erlor.

Leider erfahren wir zu wenig von diesem Gott, um uns eine ganz klare Vorstellung von seinem Wesen, seinem Aussehen und der Verbreitung seines Kultus machen zu können. Jedenfalls haben wir in dem Tjarnaglofi ein neues Zeugnis des Glaubens an ihn, welches in Verbindung mit dem Bericht Helmod's über die Religion der baltischen Slawen, mit der kaschubischen Sage und dem gewiß nicht unsinniger Weise so benannten Berg Ezernebog in der Lausitz uns veranlassen müßte, in Zukunft mit dem traditionellen Dualismus eines guten und bösen Gottes als einer historischen Tatsache zu rechnen.

Der Pizamar.

Neben dem Ezernebog bei Bittau befindet sich ein zweiter Berg, welcher Bielebog heißt. Das ist wörtlich der schwarze und der weiße Gott. Sie bieten nächst dem Bobten, dem schlesischen Wetterpropheten, (daher mons czobotus, der „behaubte“ Berg), von dem Thietmar von Merseburg meldet, daß er „wegen seiner Größe und Eigenschaft“ göttliche Verehrung genieße, die einzigen, nicht überzeugenden Hinweise auf einen Bergkult der Slawen. Es bleibt dabei zu erwägen, ob nicht auch hier, wie anderwärts (vgl. Ratibor, Tjaterbog, Wladimir) der Name von der Person auf die Sache, von dem Besitzer auf den besessenen Ort unverändert übertragen worden ist.

Ist aber einmal das Wort Ezernebog als ein echter Göttername erkannt, dann muß es auch der

Bielebog, Bjelbog oder Belbog sein. Man sieht unschwer ein, daß er zu dem ersteren als notwendiges Gegenstück gehört, entsprechend dem malus und bonus deus. Wo der eine ist, da kann der andere nicht weit entfernt sein; sie stehen zu einander wie Baldr, der „weiße“ der Asen, und sein blinder Bruder Hodr. Das allein legt den Gedanken nahe, daß der noch nicht identifizierte Pizamar der Belbog sei.

Der schwer zu erklärende Name ist wohl trotz der auch dem Deutschen geläufigen Endung keine Uebersetzung, sondern wie aus der Schreibung Pizamarr hervorzugehen scheint, die ungenaue Wiedergabe eines slawischen Wortes (vgl. Prida statt Prebisklaus, Kassamar statt Kasimir, Domburr statt Dombor). Darnach wird man besugt sein, eine Verlängerung aus Pizmar zu vermuten, wobei mir = mily und der erste Teil aus dem Dativ von Bis, Teufel, entstanden sein könnte. Pizmar wäre — unter christlichem Einfluß, da die Mehrzahl der Bewohner von West-Brand be- reits bekehrt war — der Teufelsknecht, Bijumil. Da aber Bis in keinem anderen Namen erhalten ist, ist es vielleicht natürlicher, eine leicht begreifliche Aenderung aus Bizmar anzunehmen, das gut ein Personennamen gewesen sein und durch die Ortsnamen Wismar in Mecklenburg und Pommeren, ferner durch Wizmitz, Kr. Regenwalde, bestätigt werden könnte. Das erste Element wäre dann das in den rügischen Götternamen uns be- gegnende wit, das auch in Eigennamen wie Witoslaus erscheint. Es wird wohl mit bog, Gott, ziemlich auf eine Stufe gestellt werden dürfen. Aber während dieses von bogaty, reich, herzuleiten ist, wird jenes am besten mit dem Stamm von widac, sehen, widny, hell, licht, swit, die Morgendämmerung, in Verbindung zu bringen sein.

Nach älteren Enchlopädieen soll der Belbog unter verschiedenen Namen verehrt worden sein und in dem berühmten Julin, dem heutigen Wol- lin, eine Hauptstätte seines Kultes besessen haben. Wir finden seinen Namen mit geringfügiger Ab- weichung in dem des einst so mächtigen Klo- sters Belbud zu Treptow an der Rega wie- der, von dessen Herrlichkeit heut nur noch wenige Ruinen predigen.

Es ist gewiß kein bloßer Zufall, daß nicht weit von diesem Belbud ein Ort Barnglaff (im Kreise Greifenberg) liegt, der ebenso mythi- schen Ursprungs sein kann (vgl. Tjarnaglofi), wie das bei dem Ort Trieglaff feststeht, da eine menschliche Person nicht gut ein Triglaw, Drei- kopf, sein und heißen kann, und ein Berg mit drei Spitzen nicht in der Nähe ist. In dieser Auffas- sung vermag mich auch Brückners Hinweis auf den Unterschied von bog und bud nicht wankend zu ma- chen. Denn bud und buk kann natürlich durch

volks-etymologische Umdeutung entstanden sein, da man sich ja die heidnischen Götter als Dämonen und diese in Bocksgestalt vorzustellen pflegte. Zudem läßt die mittelalterliche Namensschreibung nur zu sehr Konstanz und Genauigkeit vermissen. So schreibt der Stralsunder Chronist *Bertramann* (gestorb. 1560) *Lubeg*, *Lubegl* und *Lubele* für *Lübeck*, *Kostog*, *Kostogl* und *Kostoch* für *Kostock*.

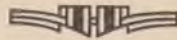
Meine Meinung ist also die: die pommerischen Orte *Belbuck* und *Barnglaff* sind alte Kultstätten der Götzen *Belbog* und *Ezernebog* (mit dem Beinamen *Czarnoglowy*).

Man weiß, daß die Christen es liebten, Heiligtümer an der Stelle niedergerissener Götzentempel zu errichten, um so desto sicherer die Macht der bösen Geister zu brechen.

Aus diesem Zusammenhang erhielten wir eine nicht ganz zu verachtende Unterstützung für die hier vorgetragene Anschauung, daß es nicht unwahrscheinlich sei, in dem *Pizamar* der *Rindlingsaga* sei der *bonus deus* des *Helmold*, der vielfach angezweifelte *Belbog*, verborgen.

Schlussbetrachtung.

Die vorstehenden Ausführungen wollen mit dazu beitragen, das noch so zerrissene Bild der slawischen Mythologie einheitlicher zu gestalten. Es ist schon viel wert, zu wissen, daß wir Einheit in den religiösen Vorstellungen vermuten dürfen. Davon wird man bei der Dürftigkeit der Quellen ausgehen und mit Hilfe der Analyse der verschiedenen Namen und Beinamen sich vorsichtig vorantasten müssen. Ein Schritt vorwärts ist in diesem Sinne die Feststellung von *Diels*, daß der *Zwarajci* der *Obotriten* wie ein *Patronymikon* zu dem altrussischen *Svarog* aussieht. Leider ist die Bedeutung dieses *Svarog* fraglich. Sollte er vielleicht dem *Swankewit* der *Rügianen*, als *Drakelverkinder*, gleichen und sein Name aus *wdrok*, *Drakel*, mit Präfix *Z* hervorgegangen und entstellt überliefert sein? Dann würde man wohl mit einer Partizipialform *Zwyruczacy* = orakelgebend rechnen dürfen. Um über diese und ähnliche Fragen zu entscheiden, wird eine umfassende Kenntnis des *Altislavischen* sowie der Entwicklungsgesetze der slawischen Sprachen überhaupt und nicht zuletzt die Divinationsgabe eines großen Gelehrten nötig sein.



Volkshumor und Volksweisheit.

(Fortsetzung.)

In den Büschen am Waldesrand hat die räuberische Elster gerade ein Nest mit junger Brut erpäht und schreit:

„Göderack, Göderack!

Bäst so recht na intnen Geschmack!“

Der Junge springt auf und eilt den bedrängten „*Kalbutten*“ zu Hilfe; er kommt noch zur rechten Zeit, und ärgerlich lachend sucht der Räuber das Weiße:

„Ha ha ha! Ha ha ha! Eä eä eä eä!“

Die Haubenlerche aber mahnt den Jungen:

„Häud! Häud!“

Und wieder legt er sich ins Gras und träumt oder hört der Goldammer zu, die ihm zum Dank unermüdet beim Neste singt:

„Edel edel bün iä!

Wat sing 'ä so fin!

Süßste nich den dicken fetten Schlid?“

Von Prof. Dr. A. Brunk.

oder sich teilnehmend bei einer Nachbarin erkundigt:

„Barresche, Barresche, wo is denn jug Martate?“

So vergeht der Tag. Der Hund kehrt die Kühe zusammen, und die Herde macht sich auf den Heimweg. Unterwegs hält der Junge bei seinem Freunde, dem Schafhirten, an, um ihn mitzunehmen. Die Lämmer, die auch schon Sehnsucht nach dem Stalle haben, fragen:

„Gahn wi ball heem?“

Die Alten trösten:

„'t ward halle war'n!“

und schließen sich mit dem Hirten der vorausschreitenden Ruhherde an. Daheim drängt sich alles durch den engen Torweg; dabei hat ein Lämmchen seine Mutter verloren und blatt:

„Wo 's min Mämmer bläben?“

Der Bock, der gerade neben ihm geht, neckt es:

„Is to Bän (= Boden) stägen!“

Mengstlich fragt das Lämmchen wieder:

„Kümmt f' nich ball werre?“

Aber hartherzig antwortet er:

„Ne-e, ne-e!“ 20)

— — — — Nun folgen schwere Tage für die Säger in Wald und Flur; es gilt, f. r die kleinen hungrigen Schreihälse zu sorgen und sie zu erziehen. Wie oft muß die Goldammer ihren ungezogenen Jungen warnend zurufen:

„Sitt du man still upn Borrn (= Boden).

Von di heit't: jung, jung verdorben!“

Auch der Landmann hat Arbeit die Hülle und die Fülle. Kaum fängt der Tag an zu grauen, so beginnen die Mäden, die am Abend vorher durch das offene Fenster geflogen sind, über dem Bett des schlafenden Bauern zu summen und singen im Halbdunkel:

„Ick will di woll finnen! Ick will die woll finnen!“

Unwillig wehrt er sie ab; da hört er, wie die Schwalbe über dem Fenster ruft:

„Michel, Michel, Michel, stah up!

Is helle lichte Dag, is helle lichte Dag!“

Mit Sensen und Harken geht's dann zum Heuen. Hoch oben im Blauen begrüßt die Lerche frohlockend die Mäde:

„Alle Jungfern sünd schöne, sünd schön-ne,
sünd schön-ne,

Wenn ick se seih, wenn ick se seih, wenn ick se seih!

und gedämpfter:

Wenn se int Feld gahn, wenn se int Feld gahn,

Denn sünd se schöne, denn sünd se schön-ne.“

Aber die Schwalbe will das nicht so unbedingt wahr haben und eifert dagegen:

„Awerst du süst seihn, wenn ick se seih, wenn ick se seih,

Wenn se in de Käf gahn, wenn se in de Käf gahn

Un bi 'n Pott stahn, un bi 'n Pott stahn.

Denn füllen se sich wat schämen!“

Auf der Wiese ruft den Schnittlern der Wachtelkönig oder Schnartendart, wie er auch nach seinem Rufe heißt, entgegen:

„Scharp, scharp!

Hau sach!

Lang 'n Dag, lorte Nacht!

Dat du nich warst ermäuden!“

Der Tag ist schwül, und dicke Schweißtropfen perlen auf der Stirn. Wer weiß, wie lange es

20) Das Lamm: „Wo is min Mutte bläben?“ Das Schaf: „Is upn Balken stägen.“ Das Lamm: „Ob se wol wedde kimm?“ Das Schaf: „'ck löw schwärlich.“

noch trocken bleibt! Schon am Morgen rief die Putz auf dem Hofe:

„All Tid Schmach Schmach Schmach (= Durst).“ und im Buschwerk am Wege zirpte der Regenspeifer:

„Dürr, dürr!“

und der Fink ließ wie immer bei bevorstehendem Witterungswechsel sein unruhig-melancholisches

„Tief tief!“

vernehmen. Nun kündigt auch das Wasserhuhn auf dem nahen Weiher Regen an, indem es die Schmitter mahnt:

„Scharp Sträf! Scharp Sträf!“ 21)

Dazwischen ruft die Rohrdornmel 22) dumpf:

„Ick besup! Ick besup!“

Und damit man's auch gar glaubt, singt das Rot-schwänzchen:

„Weit, weit,

Dat't morgen regen deit!“

Sie sollen recht behalten. Den Tag schließt ein nächtliches Gewitter, das in einen allgemeinen Landregen übergeht. Zwar ziehen die Schmitter am nächsten Morgen wieder aus, aber ihr Hoffen ist vergeblich. Höhnend quäkt der Laubfrosch, als sie durchnächt heimkehren, ihnen nach:

„Natt natt, wat is dat natt!“

— — — Der Juni und der halbe Juli sind vorüber, mit ihnen die Zeit der Sorgen für die Vigel, und auf die sauren Wochen folgen nun wieder frohe Feste. Gelt, Vöglein, das ist andre Zeit, wenn's Korn in alle Furchen streut! Wer sich ehedem im Winter mühsam genug durchgeschlagen hat, der wird jetzt in der Zeit des Wohllebens übermütig. Die Goldammer, die im Winter den Bauern auf dem Hofe kläglich um Obdach und Nahrung angefleht hat:

„Bur, Bur, lig mi din Schün!“

sitzt nun led auf der schwankenden Spitze des Schlehorns am Wege und schimpft den Bauern, der nachsieht, ob sein Korn noch nicht reif ist:

„Dt mein ick, du du,

Heft mi nich mal 'n Kräumen Brot gäben!“

oder prophezeit ihm:

„Sillen (= selten) füllen de Bur ward rik!“

oder höhnt gar:

„Sit ett ett, wat ick sch . . .!“ 23)

21) D. h. „Schärfe mit dem Streicher (die Sense)!“ Mehnlich legt man dem Ruf der Becasfine die Worte unter: „Seiß (= Sense) scharp, Seiß scharp!“ Aus ihrem Namen Himmelsziege (Häwe-zäg) hat man an manchen Orten Häserziege (Häwe-zäg) gemacht. Sie soll auch schnarren: „Du hejt dine Hawer eista seegt, ick heww'n all meegt.“

22) Sie heißt von ihrem Rufe beim Volke „Kur-dump“.

23) Auch die Schwalbe und der Grünfing oder Grünsel sollen so rufen. Die Goldammer singt

und der freche Spatz fällt sofort zustimmend ein:

„Lid lid, wat id spud!“

Auch die Meise, 24) die im Winter den Bauern umschmeichelt:

„Frind, Frind!“

speist ihm jetzt etwas:

„Sch . . . di wat, sch . . . di wat!“

Selbst die stille Haubenlerche, die im Winter wie die Goldammer bettelt:

„Bur, Bur, lig mi din Schün!“

wird übermütig und lacht schnippsch:

„Sch . . . int Heu, sch . . . int Heu!“

Und der Baumpeper (Baumlärche) läßt sich von dem leichten Winde auf seinem hohen Zweige wiegen und zirpt dabei:

„Dit de rid dit dit! Jä sitt haben in de Spitz!“

Aber der Undank verstummt vor dem Jubilieren der Lerche, die jetzt erfüllt sieht, um was sie einst bat:

„Leime Herr, leime Herr,
Schmitt mi en Kürken von haben nerr, ha-
ben nerr!“

Zwei zwei zwei zwei!“

und nun ihren Dank abstattet:

„Min Batte is in'n Håben (= Himmel),
Dor mücht' id mi hengåben,
Doch is't to wid wid wid!“ 25)

Der Bauer aber freut sich mit ihr des wogenden Getreides und nickt zustimmend, wenn die Wachtel ihm aus dem Kornfeld zuruft:

„Dit Stück is rip!“

Auf dem Heimwege sieht er eine Krähe auf einem Baume sitzen und fragt den weisheitsvollen Vogel, ob es wohl gut Wetter bleiben wird. Zum Glück antwortet sie:

„Dat ward, dat ward!“

Am nächsten Morgen erklingt die Flur vor dem Rauschen der rastlosen Sense, und Schwade auf Schwade sinkt zu Boden. Das Rebhuhn sieht sich gezwungen auszuwandern; der Hahn lockt das junge Volk und mahnt die Frau, die sich von der Heimat nicht trennen kann:

„Marrie, Marrie!“

und die Wachtel bittet:

„Schnid mi nich!“

auch: „Lid lid lid Fett, lid lid lid Fett!“ oder höhnt im Sommer den Bauern: „Lid lid lid, wat id sch . . .!“ und bettelt im Winter: „Leiw Bur, lat mi in d' Schün!“ Im Winter ist sie der Unficht: „Beerdreck is säut,“ im Sommer erklärt sie verächtlich: „Beerdreck is jarp!“

24) Nach andern die Gold- oder Grauwammer.

25) Sie ruft in dieser Zeit auch:

„Piep, piep, piep,
Kürken rip!“

Art de arm Lüüd ud wat, id ud wat, id ud
wat!“

Den Knecht aber, der bei der Arbeit zuviel ruht und säumt, treibt sie an:

„Büd den Rüd!“

Und wieder fällt Streich auf Streich und Schwade auf Schwade, bis das Mittagessen kommt und mit ihm eine kurze Ruhestunde. 26) Kaum ist sie vorüber, so drängt die Wachtel von neuem zur Arbeit:

„Wed den Knecht!“

Endlich läutet die Glocke vom Kirchlein des Dorfes den Feierabend ein, und mit ihr ruft die Wachtel:

„Nu geh to Hus!“

Die heimkehrenden Schnitter aber vernehmen noch lange hinter sich den spöttelnden Wachtelschlag:

„Lid de Büds!“ 27)

Eine linde Nacht folgt dem heißen Tage. Es ist, als wenn es garnicht dunkel werden will, und nur wenige Sterne blicken vom weißlichblauen Himmel auf die schlummernde Erde hernieder. Die Vögel schlafen, und allmählich erströbt auch im Moor der dumpfe, tiefe Glockenton der Unke:

„Unk, Unk,

Einmal war ich jung!

Hätt' ich mir 'n Mann genommen,

Wär' ich nicht in'n Sumpf gekommen!

Unk, Unk,

Einmal war ich jung!“ 28)

Noch ein Wachtelruf:

„Fürchte Gott, fürchte Gott!“

Nur Stille nah und fern. — — —

Bald weht der Wind über die ersten Stoppelfelder, und flachsköpfige Buben und Mädchen treiben die Gänse hinaus, um die etwa der Hungerharke noch entgangenen Mehren nicht umkommen zu lassen. Aber das Gänsevolk weiß auch, was gut schmeckt. Unbemerkt sind sie dem wegen seiner Grobheit berüchtigten Bauern Rührdanz in den Weizen gegangen und lassen sich's dort wohl sein. Zum Unglück muß er, der schon längst derartiges gehänt hat, gerade des Wegs daherkommen. Aber

26) Dem Knecht auf dem Hofe klingt die Scharwerksglocke am Mittag: „Schmiet Schiffel (= Schaukel), nimm Låpel!“ Nach der Mahlzeit ruft sie ihn zum Nachmittagsdienst: „Schmiet Låpel, nimm Schiffel!“

27) „Lid de Büds tau!“ Sie ruft auch „Witt bün id, witt bün id!“ Dagegen scheint „Båwele wißt mi nich, wißt mi nich, wißt mi nich?“ nicht nach Niederdeutschland zu gehören.

28) Die Unke soll einst eine schöne Prinzessin gewesen sein, die aus Hochmut alle Freier hehniisch zurückwies. Zur Strafe dafür wurde sie in eine Unke verwandelt und muß seitdem Tag für Tag ihr Schicksal beklagen. — Zwei Unken klagen sich ihr Leid: „U! Min Kind is dod!“ — „U! min ud.“ — „U! Sall en gråum Kleed anheben!“ — „U! min ud.“

noch im rechten Augenblick hat ihn der wachsame Gant bemerkt und kreischt warnend auf:

„Rührdanz kümmt! Rührdanz kümmt!“ 29)

Und

„Man furrert, man furrert, man furrert!“

schreit die ganze Schar und sucht das Weite. Auf dem Stoppelfelde finden sie sich wieder zusammen, und wie sie beim Mehrensammeln den Kopf bald rechts, bald links wenden, sagen sie:

„Dit nāhm ic, dit nimm du! Dit nāhm ic, dit nimm du!“

Mittlerweile aber bekommen sie Durst, werden unruhig und schnattern „tott tott tott tott“ und gehen eine kleine Strecke nach rechts:

„Gott hott hott!“

Der erste Gant aber will nicht rechts gehen, sondern links abbiegen und schreit aus vollem Halse

„Sü-ü!“

Mit einem Male machen alle eine Schwenkung nach links, folgen einzeln dem Anführer, und ein Gant beschließt den Zug. So geht's im Gänsemarsch dem Bache zu. Da sie aber sehr durstig sind, ruft der hinterste Gant dem vordersten zu:

„Jafopp!“

Der antwortet:

„Jaf!“

Der andere fragt weiter:

„Is 't Water noch wid?“

Und als der erste zurück ruft:

„Ja—a!“

da fangen alle Gänse an zu klagen:

„Ach Gott, ach Gott! Ach Gott, ach Gott!“

und matscheln kopfschüttelnd weiter. 30)

— — — Die Ernte ist gut eingebracht, und nun blüht der Weizen des Müllers; Tag und Nacht klappert die Mühle. Wenn sie bei schwachem Winde langsam angeht, so knarrt sie:

„'t is zum Verdarrren! 't is zum Verdarrren!“

29) Mehnlich „d' Schritte (= der Gutsberechner) kümmt!“ — Als die Gänse einmal an dem Gerstenfeld des Pfarrers vorbeikamen, ließen sie sich die Mehren gut schmecken und totterten dabei: „Papa-gasta, Papa-gasta!“ Plötzlich taucht der Gestrenge in der Ferne auf, und gleich den Dorfbuben, die dem Pfarrgarten einen heimlichen Besuch abgestattet haben, flüchten sie mit dem Schreckensruf: „Arrrch-herrr, Arrrch-herrr!“

30) Der Gänserich sagt, wenn ihn der Fuchs beim Kragen ertregt, zur Gans: „Lisbeth, kumme, redd mi! Wo god wōr wi us doch beed!“ Die Gans antwortet: „Das was dunn, un dit is nu!“ — Dei Boß har ein Gaus an de Flucht, dor beer des', sei wull man noch einen Tanz mit em makere, hei süll Hoppaß un sei denn Ktjad singen; dor ging de Boß up in, hei süng Hoppaß! De Gaus har nu ehr Flucht fri, röppt „Ktjad“ un flücht na'n Dit, wo ehr Wäschen un Süßern se freudig „wi wi“ willkommen hetten deeden.

Bei stärkerem Winde tröstet sie:

„Noch nich, noch nich!“

und frohlockt bei lebhaftem:

„Knicknaden, knicknaden! Vom Schäpel dre Matten!“ 31)

Nun spielt der Müller den großen Herrn. Wohl warnt ihn die Mühle, als er abends zum Tanz geht:

„Jätt di de Pudel? Jätt di de Pudel?“

Er hört nicht darauf. — Gegen Morgen kehrt er mißmutig heim; er hat wirklich auf dem Tanzboden Schläge bekommen und ist schließlich hinausgeworfen worden. Und wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Als er über den Hof wandt, rufen ihm die Späken als Morgengruß höhnisch zu:

„Süßt! Süßt!“

und die Mühle klappert spöttisch:

„Set di de Pudel jätt? Set di de Pudel jätt?“

Als der Wind gegen Mittag nachläßt und zuletzt ganz einschläft, bindet der Müller die Ziege an den Windmühlenflügel, weil darunter das Gras besonders üppig steht, und legt sich nicht weit davon aufs Ohr, um nachzuholen, was er in der Nacht versäumt hat. Plötzlich setzt ein Luftzug die nicht abgestellte Mühle in Bewegung. Die Ziege, die die Gefahr ahnt, schreit: „Mei-iste!“ Halb im Schlaf fragt er: „Wat wißt?“ „Jā verreis!“ „Kümmt ball werre?“ Inzwischen ist der Flügel der Mühle schon so weit herumgegangen, daß die Ziege nur noch auf den Hinterbeinen steht und gerade noch hervorbringt: „Nimmerme-ehr!“ 32)

Die Feldarbeit hört allmählich auf, und stiller wird's auf der weiten Flur. Da horch! Ein Trupp Soldaten zieht singend die Landstraße einher und rückt dann unter den Klängen eines frischen Marsches in das Dorf ein. Menschen und Tiere nehmen in gleicher Weise an diesem wichtigen Ereignis

31) Wenn die Mühle angeht, sagt sie langsam: „Bach Wasserkuchen!“ Dann fährt sie schneller fort: „Zum Essen, zum Essen!“ oder „Vom Schäpel drei Matten vom Schäpel drei Matten,“ („Vom Schepel dre Matt Matt Matt,“ „dre Matta vom Schepel, dre Matta vom Schepel!“) Mißgünstige wollen aus dem Takt der Mühle heraus hören: „Müller, Müller, Mattendeef! Rückt den Bunn den Sad so scheef!“ Die Mühle soll auch „Bachappel, Bachappel“ klappern, womit man anderwärts treffender das Pferdegetrappel nachahmt.

32) Als bei dem Arbeiter S. der Heuvorrat aufgezehrt war, wollte er seine Ziege schlachten. Er tritt mit dem Messer in der Hand in den Stall und sagt zu der Ziege: „Räuber!“ Die Ziege meckert: „Mö-Edder!“ Als er aber dabei bleibt: „Ran muß du doch!“ schreit die Ziege angstvoll: „Aber ni mit't Mez, aber ni mit't Mez!“ S. fühlt ein menschliches Mitleiden und läßt die Ziege leben.

nis Anteil. Die Hühner laufen ganz wie die Bauermädchen mit dem Kuße:

„Saldauta kauma! Saldauta kauma — dauta kauma!“

über den Hof nach der Eingangspforte. Der Hund, der an seiner Seite angeleitet ist, fragt:

„Von wo? Von wo?“

Die Kage antwortet:

„Von Berna-u, von Berna-u!“ (33)

Der Hahn hat sich inzwischen gleich den Bauerjungen auf die Umfassungsmauer geschwungen und kräht von oben herab:

„'t sind nur Füßlier!“

Selbst die schwerfällige Ente watschelt herbei und schnattert:

„Dat dat dat dacht' id woll, dacht' id woll, dacht' id woll!“ (34)

Aber nicht immer wird eine Einquartierung so freudig begrüßt. Gar manches Huhn und manche Ente muß ihr Leben für die Gäste lassen, und 'da mag auch wohl jetzt noch hin und wieder ein Gespräch vorkommen wie in früherer Zeit, wenn die sieben Mann starke Separationskommission sich acht Tage einquartierte. Rückte sie ins Dorf, so stand der Hahn auf seinem Ausguck, dem Baune, und signalisierte den Feind:

„'d Kommission kümmt!“

und die Ente klagte:

„Min arm Leven, min arm Leven!“

und der Hahn jammerte wieder, fein und feiner Hennen Schicksal vorausahnend, einmal über das andere:

„Fritassée! Fritassée!“ (35)

— — — Der Sommer ist vorbei. Immer häufiger ruft der Buchfink sein trübes

„Wind, Wind, Wind, Wind!“

und die wilde Taube klagt:

„Hu hu hu,

Min bunte Kuh!

33) Das Kind fragt: „Rättlen, wo bist du hennewest?“ Kage: „Na Berna-u!“ Kind: „Waren ock Soldaten da?“ Kage: „Ja-u!“ Kind: „Wat hatten f' vör Mundierung?“ Kage: „Bla-u!“

34) Wenn Soldaten ins Dorf rücken, rufen die Enten: „Soldaten kamen! Soldaten kamen!“ Die Ziege bestätigt das: „Mit Gewe-ehr, mit Gewe-ehr!“ Der Entenich schnattert: „Sackerlot, sackerlot!“ Der Haushund bellt: „Wo, wo, wo, wo?“ Die Kage maut: „Von Berna-u, von Berna-u!“ Und der Hahn kräht von der Hofmauer herab: „Sei sünd all dor!“

35) Ein andermal hat der Hahn mit einer Prophezeiung nicht nur sich, sondern ein ganzes Dorf vom Untergang errettet. In dem Dorfe R . . . hatte ein früherer Gastwirt einmal einen Hahn, der des Morgens, anstatt zu krähen, die Worte rief: „R . . . , R . . . geht unne as Sodom un Gummorra!“ Wie dies der damalige Gutsbesitzer hörte, wurde er sehr fromm und ließ an seine sämtlichen Gebäude Bibelsprüche schreiben.

Mine fünf Gulden dartu!

Su hu hu!“ (36)

In stillen Nächten hört man das Geschrei der wilden Gänse, die wärmeren Landstrichen zueilen. Sie rufen noch immer wie einst zu Noahs Zeiten, als sie von ferne den rettenden Berg erblickten:

„Ararat! Ararat!“

Die Singvögel sind schon größtenteils davongezogen; unter den letzten verschwindet das Rot-schwänzchen mit einem wehmütigen

„Kief id hier, kief id hier!“

Der Knecht hat eben das letzte Stück gepflügt und kehrt nun mit Pflug und Egge hungrig, aber doch froh der abgetanen Feldarbeiten nach Hause zurück, und verheißungsvoll quiettscht ihm das schlecht geschmierte Rad in die Ohren:

„Süße Grüß! Süße Grüß!“

Ein jeder ist jetzt darauf bedacht, sein Haus für den Winter zu bestellen, und wer etwa noch vergessen hat, sein schadhaftes Rohrbach zu flicken, dem mahnt der Rohrperling vom Weither her:

„Kork Kork Kork Kork, tit tit tit!

't Rohr is all rip, rip!“

Die Meise aber ruft dem Bauer zu:

„Flid 'n Pelz, flid 'n Pelz!“

Seih di vör, seih di vör!“ (37)

Bald kommt der erste Reif. Draußen ist's still geworden; nur der ewig muntere Zaunkönig schlüpft durch die lichter und lichter werdende Hecke und singt:

„Zäckeridä,

König hün id!“ (38)

Auf den Reif folgt Eis und Schnee. Der Sturm umheult das Haus:

„Klümmt mi rut, so will 'd du zu-usen!

Häft nich'n betern Kock as dissen kru-usen?“ (39)

und die Haubenlerche mahnt:

„Ele Milan

Legg grot Sult an,

36) Der Grund ist folgender: Einst hat die wilde Taube die Elster, ihr zu zeigen, wie man ein ordentliches Nest baue; sie wolle ihr auch eine bunte Kuh und außerdem fünf Gulden dafür geben. Wenn nun die Elster ein Stöckchen oder einen Halm hinlegte, sagte die Taube jedesmal: „So, nu weet id't!“ Endlich riß der Elster die Geduld, sie flog davon und überließ die Taube mit dem Nesterbau ihrem Schicksal. So ist es gekommen, daß die wilde Taube niemals gelernt hat, ein ordentliches Nest zu bauen; aber all ihr Klagen nützt ihr nichts mehr.

37) Die Blaumeise sagt: „Tid is dor, Tid is dor! Seih di vör! Stäke gahn, stäke gahn!“

38) „Zäckeridä“ ruft auch das Rotkehlchen, das sich auf der Veimrute gefangen hat, und setzt klagend hinzu: „Gefangen hün id!“

39) Tritt der Bauer aus dem Hause, so zerrt ihm der Sturm an den weiten Hosen und höhnt: „Hest nich' mihr Hosen as disses?“

Knuppen Knuppen, wie min Been did!

Klein Gult to, Klein Gult to!"

Run beginnt eine böse Zeit für alle Vögel, die die traute Heimstätte nicht verlassen haben. Manche Krähe, die im Sommer übermütig

„Schwimsch . . schmeckt sarp!"

rief, kommt jetzt zu der Einsicht

„Schwimsch . . schmeckt säut!" 40)

und klagt einer Freundin ihre Not:

„Krah Krah! Krah Krah!"

„Nower Winter kost't de Bierkätel sij Markt!"

Vielleicht findet sie in ihr eine mitleidige Seele, die da tröstet:

„'d weet Nas! 'd weet Nas!"

Stiertg fragt sie:

„Wua da? Wua da?"

Die andere antwortet:

„Hinnam Barg! Hinnam Barg!"

Aber als sie hinkommen, haben sie das Nachsehen und klagen:

„Sind luter Knuaaken, sind luter Knuaaken!"

und alles gegenseitige Ermuntern:

„Knack af! Knack af!"

fruchtet nichts. 41)

So zwingt sie denn der Hunger, zu den Gehöften ihre Zuflucht zu nehmen und zu sehen, ob dort nicht etwas für sie abfällt. Mit einem lauten

40) Ähnlich vorher die Goldammer.

41) Dieses Krähengespräch erfreut sich ungemeiner Beliebtheit. Von den zahlreichen Fassungen seien hier folgende angeführt: Erste Krähe: „Jä weet Aus! Jä weet Aus!" Zweite: „Wo ist't? Wo ist't?" Dritte: „Hinnem Ba-arch! Hinnem Ba-arch!" Vierte: „Jä ud wat a? Jä ud wat a?" Fünfte: „Luter Knauke! Luter Knauke!" — Erste: „'d weet Talg, Talg, Talg!" Zweite: „Wo da, wo da, wo da?" Erste: „Am Barg, Barg, Barg!" Zweite: „'t sün Knake, Knake, Knake!" Erste: „Pul af, pul af, pul af!" — Drei Krähen schauen nach Raub aus. Da sieht die eine ein fettes Pferd auf der Weide schlafen und schreit: „Jä weet Aus! Jä weet Aus!" Die zweite fragt: „Wo wettst du dat? Wo wettst Du dat?" Sie antwortet: „Hinnern Baarch! Hinnern Baarch!" Sie fliegen alle drei hin, und die erste ruft den andern zu: „Hac em d'Ogen ut! Hac em d'Ogen ut." Spricht die zweite: „Unnre Staart! Unnre Staart!" Wie sie jedoch zu piden anfangen, erwacht das Pferd und springt auf. Da fliegen die Krähen auf, und die dritte schreit aus hoher Lust: „Dat dacht id mi woll! Dat dacht id mi woll!" — Ein Schäfer namens Ahrendt schlachtet heimlich ein Schaf hinter dem Berge, um das Fell zu verkaufen und sich an dem Fleische gütlich zu tun. Da kommen drei Krähen und schreien, die erste: „Andt! Andt! Andt!" Die zweite: „Schlacht't Schap! Schlacht't Schap! Schlacht't Schap!" Die dritte: „Hinnem Baarch! Hinnem Baarch!" Das hört der Herr und faßt den Dieb ab.

„Kauf, kauf, kauf, kauf (= koch)!"

meldet sie sich an. Mitleidig wirft ihr die Bauernfrau einen Knochen heraus. Gierig stürzt sie sich auf ihn.

„Hest recht, hest recht! — O weih, o weih!
Pul af, pul af!" 42)

Auch manchen alten Bekannten vom Felde und von der Landstraße findet die Krähe auf dem Hofe wieder. Ueberall läßt der neidische Spatz 43) sein Geschrei ertönen:

„Dreng deng deng dengdrerr,
Schilling Schilling Schilling,
Dieb, Dieb, Dieb!"

oder er schimpft durcheinander:

„Gib! Gib gib gib's!
Philipp! Wif! Wif!
Schelm! Schelm! Mi, mi!
Will id! Will id!"

Die Haubenlerche ruft hinter der dicken Stallmagd her:

„Dic Trin! Dic Trin!" 44)

und die Meise bettelt:

„Schinken Speck! Schinken Speck!"

42) Für gastliche Aufnahme sucht sie sich darin in ihrer Art durch kluge Ratschläge nützlich zu machen. Die Zanower wollten einst Langholz einfahren. In bekannter Schlaueit versuchten sie, den Stamm quer durch das Tor zu bringen. Als sie endlich das Vergebliche ihrer Bemühungen einsahen und doch niemand Rat wußte, setzte sich eine Krähe auf den Zaun und rief ihnen zu: „Langs, langs, langs!" Nach andern rief sie: „Langholz, Langholz!" Aus gleicher Verlegenheit half die Krähe den Teterowern, indem sie ihnen den Rat gab: „Scharp Emm vör! Scharp Emm vör!" Einige behaupten allerdings, in Teterow sei es keine Krähe, sondern ein Gänserich gewesen. Von dessen Klugheit erhielten auch die Darßower einen Beweis. Als sie einmal eine sehr große Wurst kochen wollten, waren sie in großer Verlegenheit, da selbst der größte Kessel nicht ausreichte, sie in ihrer ganzen Länge aufzunehmen. Da schrie der Gänserich: „Zwiefach, zwiefach!" Und wie Schuppen fiel es ihnen von den Augen. Sie legten die Wurst krumm und brachten sie so bequem in dem Kessel unter.

43) Der Feldsperling hält jetzt dem Bauern vor: „Buer Buer, kunn (= ich konnte) din ganzes Garstensild verwüste; gaw mi doch 'n paar Körn!" Im Sommer dagegen ruft er: „Ach, Buer Buer, din Garst de schmeckt na Lämmersch . .!"

44) Didtrin ist auch ein Name der Grauammer, die ebenfalls „Dic Trin, dic Trin" oder „Dic Trin Dies" ruft. In Greifenhagen heißt sie auch Ushermaus und ruft im Winter: „Bachst bald Brot, bachst bald Brot? Mäke, Mäke, gitwo eent her! Nutt im Winter hungern!" Im Sommer aber höhnt sie: „Bachst bald Brot? Bachst bald Brot? Mäke, Mäke, wat sch . . id in din Brot!"

Gegen Abend aber zaust sie an dem Berg, womit die Ritzen der Fenster verstopft sind, und piät an die Scheiben:

„Spinn dicke, spinn dicke,
Alle Dage drei Stüde!
Spinn fin!“

Sin und wieder erscheinen auf dem Gehöft auch Gäste zu kurzem Besuch. Eine Schar Zeißige und Hänflinge fällt in den Hof ein und schreit:

„Bägenfleisch is täh!“ 45)

An den langen Winterabenden aber huscht noch etwas gespenstlich über den Hof und glockt unheimlich in die erleuchteten Fensterscheiben:

„Kumm mit, kumm mit, uhu!
Kumm mit, kumm mit, mi gruugt!
Kumm mit, kumm mit, uhu!“ 46)

Die Insassen des Zimmers rücken dann dichter zusammen und atmen erst erleichtert auf, wenn der Totenvogel, der Kauz, wieder im Dunkel der Nacht verschwunden ist. —

Die Zwölften sind vorüber, die Tage werden länger. Schon mahnt die Meise:

„Tid is dor!
Spitz de Schor (= Pflugschar!)
Sijst! Sü sü sü!
Sijfida, sijfida, zijiwü!“

und der Bauer beginnt Wagen und Pflug in stand zu setzen. So kommt „Fastelabend“ heran, wo das Volk nach alter Sitte etwas draufgehen läßt und im frohen Gefühl des nahenden Frühling's wie ein mutwilliges Pferd einmal über die Stränge schlägt. Auch Hahn und Ente wollen heute gut leben und benutzen die Gelegenheit, wo die Scheunentür offen steht, sich über das Korn auf der Tenne herzumachen. Dabei kräht der Hahn:

„Dat dat noch 'n Jahr so durt!“

und die Enten schnattern geschäftig, mit dem Kopfe wackelnd:

„Dat ät id, dat ät du!
Dat ett id, dat ett du!“

Im Stalle beginnen die Schafe von den Freuden des Sommers zu schwärmen, und eins wünscht sehnsüchtig:

„Wenn erst Gras wär!“

Aber die Zeit liegt noch so weit, daß ein anderes verzweifelt ausruft:

„Wer wird's erleben?“

Und entsagungsvoll hüsteln die dritten, die Lungenpfeifer:

45) Der Hänfling pfeift auch gleich der Meise: „Spinn dicke, spinn dicke! Alle Dage drei Stüde! Spinn fin fin fin fin!“

46) Die Gule schreit auch: „Mudder, mi gruugt!“ Sie kündigt den Menschen den Tod an mit dem Ruf: „'t is Tid! 't is Tid!“ und klagt, wenn ein Kind im Hause gestorben ist: „Kinu dod, dod, dod!“

„Ich nich, ich nich!“ 47) — —

Auch das Hühnervolk scheint den kommenden Frühling zu ahnen und ist des Morgens im Stall unruhiger denn je. Das Perlhuhn hat schon lange seinen Unwillen kundgegeben:

„Klod 's acht, Klod 's acht!“ 48)

Und kaum sind sie dem engen Gefängnis entflohen, so erhebt eine Henne ihre Stimme:

„Hebb hebb hebb legt, hebb legt!“

oder sie gadert:

„Kake kake kake Klüt! Kake kake kake Klüt!“ 49)

Die ganze Schar der Freundinnen umdrängt sie:

„Wat wai wat wat wat wat bedüdt dat?“

und spornstreichs kommt der Hahn herbeigelaufer:

„Wat 's hier los, wat 's hier los?“

Und als er das freudige Familienereignis erfährt, verbeugt er sich galant einmal über das andere und macht seinen Kraxfuß trotz dem geschäftesten Tanzmeister und ruft aus Leibeskräften statt jeder besondern Anzeige:

„Kiel hierher! Kiel hierher!“

Bei dem Kraxen hat er einen fetten Regentwurm ausgescharrt, den er glucksend der Henne als Angebinde präsentiert:

„Komm, Henn, hier is wat Koares!“

Die stolze Mutter aber läßt zur Besichtigung ein:

„Kamt, kamt, kift!“

Von dem Lärm herbeigelockt kommen all die Gevatterinnen vom Hofe angewatschelt. Die Ente, die immer fürs Essen ist, mahnt:

„Bac bac bac bac!“

Der Hahn bedauert:

„Gest ja keen Mehl!“

Aber die Gans mit ihren bescheidenen Ansprüchen weiß Rat:

„Nimm doch Klit!“

47) Een Lamm, een Mutter'schap, een Hamel un een Buc stunnen lidig im Frühjahr in'n Stall un vertellden sie wat. Dat Lamm frau: „Giffst dat nich hall Grö-d-önes?“ Darup säd de Mutter: „Ward hall wa-a-are!“ De Hamel bettowelt dat un meint: „Awer nich so ha-a-all!“ Darup säd de Buc: „Dat löw 'd ud! Dat löw 'd ud!“ — — Das Lamm sagt: „Ach, wenn's doch Mai wär! Ach, wenn's doch Mai wär!“ Das Schaf: „Wirft's erleben, wirft's erleben!“ Die Großmutter hüstelnd: „Ich, ich nicht!“ — — Das Lämmchen: „Wie lang ist's bis zum Mat?“ Der Bod: „Wirft's erleben!“ Das Lämmchen: „Nimmermehr!“ — Die Schafe fragen auch: „Ward ud Gras wassen, ward ud Gras wassen?“

48) Oder „Maß rasch, maß rasch!“

49) „Nu herw id leggt in'n Häuhnestall; woll twintig Eier lä id all! — Kake kake d'Gi! — Kake d'Gi! Kake d'Gi! — Perr't nich intweil! Kake, kake düt! Kake düt!“

Der Hahn aber macht all dem Gerede ein Ende mit der Erklärung:

„Ick bin de Herr!“ 50)

Inzwischen hat die Meise die Bäuerin schon herbeigerufen:

„Kik in't Ei, kik in't Ei, kik in't Ei!“

Als diese aber über das kleine Ei murrte, kollert der Hahn:

„Wat fall man dortau dauhn?

Rücken is kein Hauhn;

Dor kann man nids to seggen.

Grot Eier kann't nich leggen.“

Und als die Henne sich mit Recht durch diesen Undank gekränkt fühlt und klagt:

„Mutte Eike legge,

Mutte barstke goahne!“

rät er ihr:

„Verkop de Eier o kop di Schauh!“

— — — Wieder ist's April geworden. Wie mit Kannen gießt's vom Himmel herab. Der Hahn läuft mit hängenden Schwanzfedern über den Hof und ruft:

„O grote Nod!“

während die Enten sich in dem Wetter recht wohl fühlen:

„Dat is got, dat is got!“

Selbst die Gans scheut sich, aus dem Stall herauszugehen und fragt:

„Ver't Dur is't wol sihr natt natt natt?“

Die Enten schnattern zur Antwort:

„Ja, Gnaden Gaus, schön natt, schön natt.

Un hören f' to Högd ehren leitwen Nod!“

Da tritt die Bauernfrau mit einer Schüssel aus der Küche, und das ganze Volk setzt sich in Bewegung:

„Pac pac pac! — Pac hac hac! — Wat wat wat?“

Anderere schreien dazwischen:

„Maten (= Erbsen), Maten, Maten! 51) — Gaften (= Gerste), Gaften!“

Aber die Kieselsteinchen wenden sich bald ab:

„Brachewar! Brachewar!“

Als sie sich satt getroffen haben, matscheln sie eine hinter der andern zum nahen Bache und putzen sich und schnattern alle durcheinander, bis zuletzt eine

50) Des Morgens ruft der Hahn: „Dor künmt de schwarze Dümel all wedder mit de Roar (= Karre)!“ Er kräht auch: „Zude is düer!“ oder „Rücken sin düer!“ — Die Henne klatzt: „Herrn Deckert het vier Eck, vier Eck het Herrn Deckert!“ — Läubereich, Kacke, Ente, Henne und Ziege unterhalten sich. Der Läubereich sagt: „Wo's min Frau? Wo's min Frau? Kack Koffee, Kack Koffee, Kack Koffee!“ Die Kacke: „Mi au, mi au!“ Die Ente: „Dat dacht' id wol, dat dacht' id wol! Gun Dag, gun Dag, gun Dag!“ Die Henne: „Kackel kackel Klit!“ Die Ziege: „Wat noch me-e-e?“

51) In Polen rufen die Tauben, wenn die Bauernfrau über den Hof geht: „Gochu, Gochu!“ d. h. Erbsen, Erbsen!

das Wort behält. Plötzlich erheben sich alle flügel-schlagend mit halbem Leibe aus dem Wasser und jubeln der Erzählerin zu:

„Brav brav brav brav brav brav brav!“

Was sie wohl erzählt hat? — Familiengeheimnisse.

Inzwischen hat sich das Wetter aufgeklärt, und die Sonne blickt zum ersten Male wieder so recht frühlingstwarm hernieder. Uebermüht pfeift die Meise:

„Sch . . in'n Pelz, sch . . in'n Pelz!“ 52)

Plötzlich schwirrt's in der Luft; ein Zug Rot-schwänzchen läßt sich neben dem Bauernhause nieder und jubelt, froh der überstandenen Reise:

„Hier kik id, hier kik id!“

Der Bauer holt Wagen und Pflug aus dem Schuppen und fährt ins Feld. Hinter ihm her lehren seine Kinder, ein stammer Junge und ein pausbäckiges Mädchen, eine Schar goldgelber Gänse und einige Gänse nach dem sonnigen Bachufer, wo die ersten Kräuter saftig hervorsprossen. Da steht auch ein Kahn; schnell ist er ins Wasser geschoben und besetzt, die Gänse sind vergessen, und nun beginnt unter Lachen und Kreischen ein Wippwappen, daß einem angst und bange werden kann. Der Ziegenbock, der auch den schönen Frühlingstag zu einem Spaziergang benutzt, schreit:

„Gott erba-a-arm sich!“

Der Hahn, der auf dem Hofe den Spektakel gehört hat und auf die Mauer geflogen ist, um Umschau zu halten, kräht:

„Dat siht trurig ut!“

Aber die Ente als die einzig „seebefahrene“ freut sich des tollen Mutwillens und lacht:

„Dat gahn, geiht gaut! Dat gahn, geiht gaut!
Dat gahn, geiht gaut!“ 53)

Auch der Gant bekommt nun Lust, schlägt mit den Flügeln und wirft sich kreischend ins Wasser:

„Willen to kri-ieg gahn! Willen to kri-ieg gahn!“

Die Gans schreit erschrocken auf:

„Herr Gott doch! Herr Gott doch!“

Die Gänse laufen hinter ihr her:

„Ick will mit, id will mit!“

Aber die Enten lachen sie aus:

„Schät, Schät Schät Schät Schät!“

Der Hahn hat sich inzwischen beruhigt; er plustert auf der Mauer in der warmen Sonne sein Gefieder, schüttelt sich und kräht:

52) Sie warnt aber auch: „To früh, to früh!“

53) An einem heißen Sommernachmittag überredet die Ente den Hahn und die Ziege, mit ihr eine Wasserfahrt zu machen. Plötzlich zieht ein Gewitter auf, und der Kahn fängt bedenklich an zu schaukeln. Da erhebt der Hahn ein großes Geschrei: „Wat denn nu? Wat denn nu?“ und die Ziege stimmt ein: „Daß Gott erba-a-arm!“ Aber die Ente lacht beide aus: „Wat Schnid, wat Schmad! Wat Schnid, wat Schmad!“

„Wat freu id mi!
Dat is mal warm, dat is mal warm, dat is
mal schön!

Küferükü! Küferükü!“

und blinzelt freundlich der Sonne zu. Plötzlich
aber steigt er mit einem Angstschrei auf den Hof
hinunter und ruft den Küfen zu, die heute zum
ersten Male von der Henne hinausgeführt sind:

„Küfen neigt ut, Küfen neigt ut!

Dat is kein Gauden!“

und steht wieder nach oben, wo die Weihe mit
kaum merklichem Flügelschlage ihre Kreise zieht, und
schilt:

„Sä seih di ja gaud! Sä seih di ja gaud!“

Und die Küfen flüchten mit dem Angstruf:

„Bötter is dod!“

unter die schützenden Flügel der Henne. Die Kin-
der aber, die nun auch den Güsselräuber erblickt
haben, erheben ein ohrenzerreißendes Geschrei:

„Sche Wiß, sche Wiß, schewitten!

Sä seih din blanke Litten

Bet unner de Arm.

Morgen mußt du starwen.

Wi will'n di begraben

Mit Schipp un Spaden.

Sche für, sche für, sche für!“

So geht die Gefahr glücklich vorüber, und der
Hahn ruft wieder beruhigt die Henne:

„Küst (= könntest) mal herkamen!“ —

Auf dem Strohdache sitzt in der warmen Früh-
lingssonne der Täuberich und lockt die Taube:

„Wo's min Fru? Wo's min Fru?“

„Kumm Frrru, kumm Frrru!“

Und wenn sie zu ihm kommt, girrt er zärtlich, mit
den Flügeln schurrend:

„Du, du, du!

Min Frrru! Min Frrru!

Trrruste (= traueste) Frrru Frrru Frrru!“

Ueber ihm steht der Storch in seinem Nest auf
einem Bein und begleitet mit lustigem Klappern die
hellen Kinderstimmen, die von unten zu ihm her-
auffschallen:

„Alle Vögel sind schon da,

Alle Vögel, alle!

Welch ein Singen, Mustzier'n,

Pfeifen, Zwitschern, Treltier'n!

Frühling will nun einmarschier'n,

Kommt mit Sang und Schalle.“



Dem „Bundesgenossen“ *)

Heinrich Langenhagen.

Daß sich ein Feind in ernstern Stunden
Zu all den übrigen gefunden,
Ergrimmt uns, doch erschreckt uns nicht;
Doch daß wir seit so langen Jahren
Mit Lumpenpack verbündet waren,
Treibt uns die Scham in's Angesicht!

Vergebens ist's, wenn ihr mit Gründen
Versucht, euch aus dem Schmutz zu winden,
Nicht Worte braucht's, es spricht die Tat!
Den Weggenossen niederschlagen,
Das war und ist seit alten Tagen
Gemeinster, niedrigster Verrat!

So geht, das Brandmal eurer Schande
Auf frecher Stirn, als Räuberbande
In den Gerichtstag eurer Schlacht!
Du, Gott, wirfst deinen Fluch und Segen
In unbestochnen Händen wägen —
Dein ist Gerechtigkeit und Macht!



Wilsons Gebet. *)

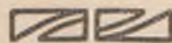
Heinrich Langenhagen.

Herr, bringe zur Einsicht die feindlichen Mächte,
Gib, daß ein Erfolg meine Arbeit krönt:
Dem armen verlorenen Menschengeschlechte
Den Frieden zu geben, den längst es ersehnt.
Gib endlich, daß das in Europa entlohte
Gewaltige Feuer in Asche zerfällt:
Und gib, daß England die Unterseeboote,
Die es dringend gebraucht, bei uns bestellt!

Wie will ich so gern bei den feindlichen Staaten
Vermitteln und helfen, so viel ich nur kann;
Wie will ich sie gerne betreu'n und beraten,
Als der westlichen Halbkugel friedlichster Mann.
Laß süßen Frieden und Eintracht wohnen,
Gib, daß nun die Blume der Liebe erblüht:
Und Sorge doch freundlichst, daß Frankreich Ka-
nonen

Ausschließlich aus unsern Fabriken bezieht!

Herr, senk' in die Herzen, die grimmig sich hassen,
Den Balsam der christlichen Liebe hinein,
Auf daß sie den großen Gedanken erfassen,
Gleich uns wieder liebende Christen zu sein.
O würdige mich, zwischen ringenden Heeren
Vermittelnd, ein Bringer des Friedens zu stehn:
Und aus Rußland, wenn's fehlt an Maschinen-
gewehren,
Nur an uns laß den lohnenden Auftrag ergehn!



*) Aus der Sammlung „Grimm und Spott“. Zeitgedichte des pommerischen Dichters H. Langenhagen, Stolp. Preis 50 Pfennig.

Die Liebelose.

Erzählung aus der pommerschen Herzogszeit von **Offo Drok**

(Schluß.)

Herr Sambor lachte oft grimmig in sich hinein, wenn er einen solchen Edelhof verließ. Wahrlich, in ihren Ansprüchen waren diese Saufbolde, wie er sie wegen einer ihrer Hauptleidenschaften bei sich verächtlich nannte, nichts weniger als bescheiden. Wenn er nur erst die Macht in Händen hätte, so sollten sie schon Genügsamkeit lernen. Ein Popanz der Herren Edelinges wollte weder er selber noch sollten es seine Nachkommen sein.

Auf seinen Erkundungsritten sprach Herr Sambor zuletzt auch in Drosedow bei Herrn Jatzko vor. Der Gutsherr aber war nicht imstande, sich von seinem Lager zu erheben. Er hatte am vorigen Tage in dem nahe gelegenen Flecken Treptow geweilt und dort in der Trunkenheit mit dem fürstlichen Vogt Händel gesucht, in deren Verlauf er von diesem jämmerlich verprügelt worden war. Herr Jatzko hatte in folgedessen seinem Widerpart tödliche Rache geschworen und erklärte dem Besucher, daß der hochfahrende und gewalttätige Vogt als einer der ersten gehängt werden müsse, sobald Herr Sambor den Oberbefehl über das Heer übernommen habe.

Der Horster Burgherr verließ den großmäuligen Trunkenbold wenig befriedigt mit dem Gefühl der Verachtung und des Abscheus. Und der widerliche Lump erstreckte sich, die Hand nach seiner Tochter auszustrecken!

Herrn Sambors Empfindungen dem zerbleuten und zerschundenen Edlen gegenüber aber hätten sich noch um die maßlosen Zornes vermehrt, wenn ihm bekannt gewesen wäre, welch folgeschweren Verrat an dem Geheimnis der Verschworenen der mettrunkene Herr Jatzko in seinem ohnmächtigen Wutausbruch dem stärkeren Gegner gegenüber sich hatte zu Schulden kommen lassen.

Auf dem Heimwege stellte Herr Sambor unwillkürlich Vergleiche zwischen dem soeben verlassenen Volksgenossen und dem deutschen Ritter an. Obwohl dieser persönlich ihm nicht bekannt war, so hatte er doch des Ruhmenswerten genug über ihn gehört. Wie tief stand doch der unmäßige und zuchtlose Landsmann unter diesem nüchternen und strebsamen Deutschen! Aber trotz alledem! Er gehörte der verhassten Räuberbrut an und deshalb war ihm nur nach Recht gesehen. Aber — und hier geriet der Grübelnde wieder in jenen peinigen Zustand der hilflosen Ungewißheit und des

Zweifels — war das Gewünschte denn auch wirklich in Erfüllung gegangen?

Bevor Herr Sambor in seine Burg zurückkehrte, trat er in die Behausung des Oberpriesters ein, die sich wenigstens durch ihre Geräumigkeit und das Vorhandensein einigen Hausrats vor den erbärmlichen Fischerhütten auszeichnete und mehr den Wohnstätten der behäbigeren Zinsbauern gleich. Nanja hatte Erkundigungen über den Ritter einzuziehen sollen und berichtete nun, daß dieser allem Anschein nach sich weder auf der Burg noch zu Wollin oder Kammin befinde. Seine Späher hatten trotz eifrigsten Nachforschens keine Spur von ihm entdeckt, auch kein Anzeichen dafür wahrgenommen, daß er noch am Leben sei. Trotzdem es Herrn Sambor immer noch befremdete, daß so gar keinerlei Nachforschungen nach dem Vermißten angestellt waren, gab er nunmehr wiederum der Hoffnung Raum, daß der Ritter tief unten im Ufersande ruhe, und es gelang ihm einige Tage lang, seine trüben Ahnungen zu unterdrücken. —

Auch über das Schicksal seiner Tochter hatte sich Herr Sambor allmählich beruhigt. Bei reiflicher Erwägung aller Umstände, die mit ihrem Verschwinden zusammen hingen, hatte er sich erinnert, daß sie eines Tages im verwichenen Jahre, als er noch dem Gedanken, sie mit Herrn Jatzko zu vermählen, weniger fern stand, ihm gedroht hatte, sie würde, falls er sie zu zwingen versuchte, sich durch die Flucht der verhassten Verbindung entziehen und nicht früher heimkehren, als bis er sie verfehert habe, daß er von seinem Plane abzustehen bereit sei. Nun hatte sie in dem Glauben, daß an jenem Tage ihrer Flucht ihr Schicksal entschieden werden sollte, ihre Drohung wahrgemacht. Sie würde nun, wie er annahm, sich geraume Zeit verborgen halten und dann in vorsichtiger Weise seine Bestimmung erkunden. Wenn sie dann die Gewißheit erhalte, daß er seine Absicht aufgegeben habe und daß sie vielmehr einen Fürstenthron besteigen solle, so würde sie, wie er mit Bestimmtheit hoffte, aus ihrem Versteck hervorkommen und zu ihm zurückkehren. —

Doch bald sollten andere Geschehnisse Herrn Sambors Seele neuerlich heunruhigen.

Eines Tages befand er sich mit seinem Sohne am Meeresstrande. Das Pommersche Meer, das zu Zeiten so ungebärdig sich zu erheben vermochte, grimmwützig über die Dünen raste oder mit gleri-

gen Zungen das steile Lehmufer jenseits des Lindenfließes untergrub, so daß gewaltige Klöße des harten Erdreiches donnernd zu Strande stürzten, dies zuweilen so wildtrockige Ungetüm lag heute in friedlichster Ruhe wie ein im Wiegenkorbe schlummerndes Kind zu Herrn Sambors Füßen. Der helle, warme Sonnenschein lagerte über der unabsehbaren Fläche, die wie ein einziger, silberner Spiegel bis zum fernen Horizont erglänzte, wo ein feiner, bläulicher Dunst als Rahmen lagerte. Nur mit kaum vernehmbarem, leisem Rauschen und kaum sichtbar wallte in bestimmten Zwietschenräumen Welle auf Welle in einschläferndem Eintone über den Ufersand, den regelmäßigen Atemzügen eines Schlafenden vergleichbar. Vom Walde her ließ sich eine Zeit lang der Kampf- und Liebesruf des Auckucks vernehmen, und ein Häher warnte noch nachträglich eine kurze Frist das Geketter des Waldes vor dem gefahrbringenden Menschen, trotzdem er die beiden Wanderer die Dünen bereits hatte überschreiten sehen. Doch endlich schwieg auch er und tiefste, friedvolle Stille umwob den einsamen Mann, der sich im Anblick des Meeres auf dem weichen Dünensande niedergelassen hatte. —

Doch Herrn Sambors Seele wurde von diesem Frieden der Natur nicht berührt. Während der muntere Knabe drunten am Wasser versuchte, sich an eine der zahlreichen, auf der glitzernden Wasseroberfläche unfern des Strandes treibenden oder sich darüber tummelnden Möven anzupirschen, um sie mit sicherem Pfeilschuss zu erlegen, weilten des Vaters Gedanken bei Kampf und Herrschaft, ja dem graufigen Morde. Denn Herr Sambor war endlich doch zu der Ueberzeugung gekommen, daß der alte Preußenfürst Wolf Nagiello Recht habe. Das Fürstenhaus mußte vertilgt werden, wenn er die Herrschaft für sich und seine Nachkommen sichern wollte. Doch nur, soweit es notwendig war, sollte Blut vergossen werden. Den alten Fürsten selbst, der schon längere Zeit an einer anscheinend ernsten Krankheit litt und dessen Tage daher gezählt schienen, sollte nebst seiner Gemahlin bis zu seinem Tode in sicherem Gewahrsam gehalten werden. Aber die jungen Fürsten mußten sterben. —

Herrn Sambors Auge schweifte über die weite Fläche der See. Wie tot und lde das Gewässer dalag! Nur weit gegen Westen verrieten einige dunkle Punkte, daß dort die Seefischer von Rewal ihrem Gewerbe nachgingen. Sonst war, soweit das Auge sich erging, kein Fahrzeug zu erblicken. Wie ganz anders war es gewesen, bevor noch die stolze Handelsfestie Jumneta auf dem linken Oberwerder von dem unersättlichen Dänenkönige Niels zerstört worden war und ehe noch die Preußenherrscher ihren Untertanen jeden Handelsverkehr mit den Pommerern bei Todesstrafe verboten hatten, verboten, weil diese sich den verhakten Polen in die Arme geworfen und das Christentum angenommen hatten! Damals war die See um diese Zeit von Lastfahrzeugen aller Art besetzt. Selbst die Erzeug-

nisse des fernen Morgenlandes wurden auf Schiffen der Preußen die letzte Strecke Wegs bis in die naheliegenden Handelsstädte befördert. Und von Westen her kamen Friesen und Sachsen, Angeln, Normannen und Franken, ja selbst Griechen und Phönizier zu einträglichem, ehrbarem Handel. Aber jetzt war all das Leben erstorben, all die Pracht und all der Glanz dahin, der Born des Wohlstandes versiegt.

Doch ein neues Jumneta sollte erstehen, sobald nur erst er die Geschiebe des Pommerlandes lenkte. Auf's neue sollten Handel und Wandel erblühen und ihre Pfade Land und Meer durchziehen.

Während Herr Sambor hier in seinem Gedankengange innehielt, um nach seinem Sohne auszuschaun, der ihm zur Rechten dem Jagdvergnügen oblag, sah er, als er den Blick westwärts wandte, ein Ruderboot herannahen. Er hatte es bereits vor einer halben Stunde etwas abseits von den übrigen Fahrzeugen bemerkt, war jedoch der Meinung gewesen, daß es zu jenen Fischerbooten gehöre. Noch vermochte er die im Fahrzeuge befindlichen Personen nicht zu unterscheiden. Da es ungefähr die Stunde war, um die vordem der deutsche Ritter hier zu erscheinen pflegte, stuzte er, dann aber lächelte er sogleich ob seines augenblicklichen törichtigen Argwohns. Der Ritter war tot. Und wenn er wirklich noch lebte, würde er sich hüten, zum zweiten Male das Lager des Bären aufzusuchen. Trotzdem Herr Sambor bewaffnet war, rief er doch seinem Sohne und legte sich, als dieser herbeigekommen war, mit ihm hinter den Dünen auf die Warte. Von hier aus beobachtete er das sich nähernde Fahrzeug und erkannte, als es nach geraumer Zeit näher kam, zwei Männer in demselben, die sich kräftig in die Ruder legten. Zuletzt entdeckte sein scharfes Auge noch ein um den ausgehobenen Mast gewideltes Segel. Das Boot mußte also aus weiterer Entfernung kommen, da die Männer bei ihrer Abfahrt entweder Segelwind gehabt oder solchen unterwegs noch zu bekommen gehofft hatten.

Der Burgherr blickte argwöhnisch zu dem Fahrzeuge hinüber, das sich, je näher es kam, desto mehr dem Strande zuwandte. Nun war es an der Stelle, wo der Lindenbach kurz vor dem Meere im Ufersande verrann. Da hielten die Insassen plötzlich in der Fahrt inne, worauf der eine die Ruder einzog, sich erhob und aufmerksam die Gegend betrachtete. Darauf nickte er dem Gefährten zu und begab sich an das Steuer, während jener wiederum die Ruder handhabte. Und nun hielt der Steuernde nach kurzer Fahrt das Boot auf den Strand zu, wo es nach wenig Augenblicken auflief. Die Männer zogen nunmehr das Fahrzeug auf den Sand, worauf sie die Ruder und das vom Mast abgelöste Segel über die Schultern warfen und sich den Dünen zuwandten. Nun war Herr Sambor sicher, daß jene nichts Feindliches im Schilde führten, sondern jedenfalls an ihn abgesandte Boten waren.

Warum hätten sie sonst so genau die Gegend um den Lindenbach in Augenschein genommen? Es war klar, daß ihnen von ihrem Auftraggeber diese Dertlichkeit, die wegen der fehlenden Dünen so gleich ins Auge fiel, als der Endpunkt ihrer Reise bezeichnet worden war. Da die Ankömmlinge außerdem außer ihren kurzen Dolchmessern keine Waffen bei sich trugen, war Herr Sambor seiner Sache sicher, erhob sich und trat ihnen entgegen. Sie stüßten nun wohl einen Augenblick, dann aber wechselten sie einige Worte, kamen näher und begrüßten Herrn Sambor, indem sie ihre Lederkappen abnahmen und, wie es einem vornehmen Herrn gegenüber Sitte war, das Knie beugten. Darauf fragte der eine der Männer, ob er, der Aehnlichkeit trauend, zu Recht annehme, daß der Herr der Bruder Herrn Gniefomars, Herr Sambor, sei. Als der Burgherr die Frage bejahte, eröffnete ihm der Mann, daß er eine wichtige Botschaft von Herrn Gniefomar zu überbringen habe. Und nun begann der Schreiber seinen Bericht, in dessen Verlauf Herrn Sambors Antlitz bald vor jähem Erschrecken erbleichte, bald von dunkler Hornesröthe gefärbt wurde. Zunächst machte der Boote die Mitteilung, daß Herr Gniefomar von Wolf Naatiello die Nachricht erhalten habe, daß die Grenznachbarn der Preuken, die östlichen und südlichen Slawen, an ihren Grenzen gewaltige Heeresmassen zusammenzögen, augenscheinlich, um die Preuken zu überfallen; die Pommern möchten daher den Machezug gegen die Polen verhindern oder im Verein mit den Duitzen den Erbfeind bekriegen, wozu sie nach seiner Ansicht völlig imstande wären.

Noch schlimmer aber war die zweite Nachricht. Fürst Natibor, der sich während der letzten Tage in dem benachbarten Kloster Grabow aufgehalten habe, um dort im Kreise der Klosterbrüder für sein Seelenheil zu beten, sei plötzlich in der Erregung über eine von seinen Söhnen ihm durch einen Eilboten übermittelte Nachricht gestorben. Söhne und Bettern hätten sogleich mit dem fürstlichen Kanzler eine mehrköndige Beratung gehabt, worauf nach allen Seiten hin in die fürstlichen Boaten und alle übrigen Städte rettende Boten entsandt seien. Zu Wollin und Ramin fände infolge dieser Botensendungen bereits ein großes Miffen der Witterung statt, und an anderen Orten werde es wahrscheinlich ebenso geschehen. Herr Gniefomar sei der Ansicht, daß das abblante Vorhaben auf tragend eine Mißthe den Fürsten herraten sei. Die Miffungen seien also gegen die Edelherrn gerichtet, da noch diesen bisher niemand zur Heeresfolge aufgefördert sei. Darum sei jetzt eiliges Handeln geboten. Herr Gniefomar warte nur die Dunkelheit ab, um mit seinen Anhängern über den Fluß zu setzen und zu Herrn Sambor zu eilen. Weiter und Hinter bringe er mit sich. Die Nacht wolle er diesseits der Diewenow bei einem befreundeten Edelhörn zubringen und habe Herrn Sambor, ihm auf holhem Wege entgegenzukommen, damit sie bereits un-

termwegs die nötigen Verabredungen treffen könnten. Sie selber sollten zu Herrn Sambors Verfügung in der Burg verbleiben. —

Der Horster Burgherr war ein klarblidender und ruhig berechnender Mann, der nicht so leicht die Fassung verlor. Aber diese Nachrichten waren doch von so niederschmetternder Art und dabei so unermutet gekommen, daß es einige Zeit wahrte, bis Herr Sambor imstande war, in ordnungsgemäßer Gedankenfolge die Lage der Dinge zu betrachten. Und als er hierzu fähig war, ward es ihm alsbald klar, daß der alte Fuchs Gagiello ihn dennoch überlistet habe. Zuerst hatte er den Bruder zu ihrem Vorhaben ermuntert und ihm eidlich Hilfe zugesagt und nun, kurz vor dem festgesetzten Zeitpunkt, da nichts mehr rückgängig zu machen war, ließ er sie im Stich, offensichtlich in dem Vorhaben, als vergnügter Dritter dem Kampfe zuzuschauen und, wenn beide Gegner erschöpft die Waffen hatten senken müssen, sie einzeln zu überfallen, um beide auszurauben und sein Gebiet zu erweitern. Er kannte ja die alte Gepflogenheit der Preuken, und es war ihm deshalb sogleich verdächtig erschienen, daß der alte Wolf so ganz vom östlichen Pommern als Beuteanteil abgesehen hatte, nach dem er doch schon mehrmals den gierigen Fang aufgesperrt hatte. So und nicht anders rechnete der alte Räuber. Denn von der angeblichen Bedrohung durch die slawischen Nachbarn glaubte er natürlich kein Wort. In eine Menge einzelner und zumteil einander feindlich gesinnter Stämme gespalten, waren jene froh, wenn sie selbst von den Preuken in Ruhe gelassen wurden. Daß die böse Sucht den Meineidigen verderben möchte! Denn sein oberster Gott, Thor, bei dem er geschworen hatte, war offenbar von demselben Schlage wie das übrige Göttergeseindel, Hirnspinnste und Schreckgespenster für blödsichtige Toren.

Aber die Verrätheret, die Tatsache blieb bestehen. Man mußte also ohne fremde Hilfe voraehen. Denn gehandelt mußte nunmehr werden und zwar sogleich, wenn nicht alles verloren gehen sollte. Zwar wahrte es noch acht Tage, bis die Heereshaufen an dem großen Drakigsee zusammenkommen sollten, aber dies war kein Hindernis. Sogleich am nächsten Tage, nachdem er mit seinem Bruder die nötigen Besprechungen würde gepflogen haben, mußten Boten nach allen Windrichtungen ausaehen und zum sofortigen Aufbruch nach der Sammelstelle auffordern. Den Herren in Ramin würde man zuborkommen.

Sie sollten sich wundern! Dann aber war es nötig, zuerst gegen diese zu marschieren, um sie mit ihrer Handvoll Burgknechte und dem bis dahin angewonnenen Anhang an Städtern abzutun. Dabei war zu hoffen, daß die entfernteren der nach Ramin entbotenen Städte so klug sein würden, an die inzwischen sich sammelnden Heerscharen Anschluß zu nehmen, widrigenfalls sie zur Heeresfolge gezwungen wurden. War das Heer aber erst

einmal von furchtgebietender Stärke, so mußten die letzten Widerspenstigen wohl oder übel folgen, wenn sie nicht härteste Bestrafung erfahren wollten.

Nachdem Herr Sambor in dieser Weise über die nächsten Maßnahmen bei sich beschloffen hatte, entsandte er sogleich an seine eigene Untertanenschaft reitende Boten mit dem Befehl, daß in der Frühe des übernächsten Tages jeder streitbare Mann bewaffnet vor seiner Burg einfinden solle. Darauf ließ er alle Wertgegenstände, die das Haus in sich barg, in den Herrensaal schaffen und in zwei große Eichentruhen verpacken. Diese vergrub er später nach Einbruch der Dunkelheit mit Hilfe von Gnirko und Bliezka an geheimem Orte im Walde. Dann erst gab er sich einige Stunden lang der Ruhe hin.

Das Verhängnis.

Während des Ritters Wunde heilte, war allabendlich ein Wendenknabe in der Burg erschienen und hatte mit Slavina geheime Zwiegespräche gepflogen. Er hatte darauf jedesmal die Nacht in der Burg zugebracht und diese des Morgens wieder verlassen. Der etwa fünfzehnjährige Knabe war der Enkel der Kräuterfrau. Da er ein anstelliger und gewedter Junge war, gebrauchten ihn die Knechte der Wendenburg gern zu allerlei Handreichungen und anderen Dienstleistungen. Deshalb hielt er sich während der Tageszeit in der Burg auf, sofern er nicht seine Pflegerin auf der Kräutersuche begleiten mußte. Durch diesen Knaben waren die Liebenden über alles, was sich seit ihrer Flucht in der Burg und am Schilfsee ereignet hatte, genau unterrichtet. So hatten sie unter anderem auch erfahren, daß am Tage nach dem geheimnisvollen Verschwinden der beiden Burgknechte der Tempeldiener und ein Fischer eines plötzlichen Todes gestorben waren. Nach der Darstellung des Knaben waren diese beiden spät abends bei der Waldfrau erschienen und hatten sie um ein Heilmittel gegen furchtbare, innere Schmerzen gebeten, die sie zu erleiden hatten. Die Alte hatte an den Krankheitserscheinungen alsbald erkannt, daß die Männer vergiftet waren, und ihnen gegenüber diesen Verdacht auch ausgesprochen. Da hatten denn die beiden berichtet, daß sie von dem Oberpriester zu einem Trinkgelage geladen worden seien. In ihrer Trunkenheit müsse jener ihnen das Gift beigebracht haben, denn alsbald nach ihrem Fortgange hätten die gräßlichen Schmerzen begonnen. Die Unglücklichen ahnten, daß der gewissenlose Priester sich ihrer als Mitwisser seines Verbrechens habe entledigen wollen, und hatten nun in ihrer grenzenlosen Wut der Waldfrau das ganze Geheimnis verraten. — Den Unglücklichen selbst war nicht mehr zu helfen gewesen. Trotz der sogleich angewandten Gegenmittel hatten sie sterben müssen, noch ehe sie ihre Behausungen erreicht hatten. Mit

gräßlich verzerrten Gesichtszügen waren sie am nächsten Morgen in der Nähe des Dorfes aufgefunden worden.

Durch den Bericht des Knaben hatte Slavina ihren wohlbegründeten Verdacht bestätigt gefunden. Hatte sich doch der Glende sogar gegen die beiden Männer gerührt, den Burgherrn zu der Tat gezwungen zu haben, da dieser im Willen gehabt habe, den verhafteten Deutschen mit dem Leben davontommen zu lassen. Das liebende Weib aber faßte nunmehr den festen Entschluß, an dem Verbrecher die gerechte Strafe zu vollziehen.

Auch von den häufigen Ausritten des Burgherrn und der Beobachtung des Strandes durch die beiden Diener Gnirko und Bliezka hatte der Knabe berichtet. Während die Liebenden die Ursache der Streifereien am Strande richtig gedeutet hatten, waren sie jedoch betreffs des Burgherrn in einem großen Irrtum befangen, da sie vermeinten, jene Ritte würden allein Slavinas wegen unternommen. Wenn sie aber aus diesen vermeintlichen Nachforschungen wiederum den Schluß zogen, daß Herr Sambor von dem wirklichen Aufenthaltsorte der Tochter nicht das geringste ahne, so hatten sie allerdings hinsichtlich der Tatsache selber recht. War doch der Gedanke, daß Slavina sich in der festen Burg des Rittersberge, Herrn Sambor selbst in jenen Augenblicken nicht gekommen, in denen er der Annahme nicht fernstand, daß der Ritter sich gerettet haben möchte.

Herrn Kunrads Wunde war inzwischen völlig verheilt und die Liebenden hatten beschlossen, an einem der nächsten Tage sich nach Wollin zu begeben. Dort sollte Slavina in der Obhut des Herrn Bischofs verbleiben, bis auf eine oder die andere Weise der Widerstand des Vaters besieg sein würde. —

So war der Tag, an dem Herr Sambor die Botschaft seines Bruders empfing, herangekommen und näherte sich seinem Ende. Slavina stand am hohen Fenster des Burgsaales und schaute erwartungsvoll auf den Weg hinaus, der fast schwinde zwischen Wald und Feld in west-östlicher Richtung einherlief. Soweit dieser Weg Herrn Kunrads Landbesitz begrenzte, war er durch Lehmaufuhr während des Winters gefestigt worden, doch war auch die Schlessimer und Hörster Strecke nicht zu schlecht, wenn hier auch einige Stellen wegen ihrer niedrigen Lage bei feuchter Witterung schwer gangbar und noch schwerer fahrbar waren.

Neben Slavina saß die alte Schaffnerin, Frau Mechtilde, vor dem Spinnroden und ließ die Spindel schnurren.

„Ihr schaut heute ja schon so früh nach dem Boten aus, Herrin,“ wandte sich soeben die Alte an ihre Schutzbefohlene, indem sie ihre Arbeit ruhen ließ. „Ich meine, er pflegt doch für gewöhnlich später zu kommen.“

„Allerdings, Mütterchen,“ erwiderte Slabina, „aber ich verspüre heute eine besondere Unruhe, als ob mir eine böse Nachricht drohe.“

„Nun, nun, Herrin,“ beruhigte Frau Mechtild die künftige Burgfrau, „Ihr müßt nur Eure ängstlichen Befürchtungen lassen. Das vercheucht die Rosen auf den Wangen und macht die Fingerringelein trübe. Was sollte Euch gefährden? Ihr seid in sicherer Hut und für die Zukunft vertraut Gott und den Heiligen! Auch besüßt Ihr außer Eurem Verlobten, Herrn Kunrad, ja zwei mächtige Schützer, den gewaltigen Herrn Fürsten und den hochwürdigen Herrn Bischof, die werden Eure Sache schon zu einem glückhaften Ende führen. — Ach ja, der Hochwürdige! Als blutjunges Ding habe ich den frommen Herrn, er war dazumal ein Knäblein von zwei bis drei Jahren, noch auf den Knien gewiegt. Ich war ja des Türmers Tochter und seine Wärterin, wie ich später die seines Schwestersohnes wurde. Wie hätte ich damals den verachtet, der mir hätte weisagen wollen, der muntere Knabe würde einmal ein so frommer und gewaltiger Kirchenherr werden und noch dazu hier im finsternen Heidenlande, und ich würde als Schaffnerin Herrn Kunrads, seines Schwestersohnes, kaum die vier oder fünf Meilen von ihm entfernt, mitten zwischen Wölfen und Mördern hausen.“

Slabina mußte trotz der Lektoren, allerdings nicht zu ihrer Kränkung geschehenen Hindeutung auf ihren Vater lächeln; war es doch nicht das erste oder zweite Mal, daß Frau Mechtild von der hohen Ehre erzählte, die ihr in ihren Jugendjahren zuteil geworden war.

Doch nun blickte die Maid plötzlich schärfer ins Freie hinaus und rief gleich darauf der Schaffnerin zu: „Siehst Du, wie sehr ich recht hatte! Da kommt schon der Knabe eiligen Ganges daherschritten, fast um eine Stunde früher als bisher. Ich eile, Herrn Kunrad zu benachrichtigen, damit wir sogleich erfahren, welche Nachrichten er bringt.“

Bei diesen Worten stürzte Slabina auch schon zur Tür hinaus, während die Schaffnerin ihr kopfschüttelnd nachschaute.

Der Knabe berichtete seiner jungen Herrin die Greianthe, die sich während des Tages auf Herrn Sambors Burg abgespielt hatten, die Ankunft der fremden Boten, die Bestellung der from- und zinspflichtigen Einwohner der Herrschaft für den übernächsten Tag, die Verteilung der Waffen an die Burgnächte und Dörfler und die Absicht Herrn Sambors, am nächsten Morgen in aller Frühe einen längeren Mitt anzutreten.

Die Mittelmaen des Knaben versetzten die Liebendest in nicht geringe Bestürzung.

Kunrad und Slabina blickten zunächst eine Weile einander fragend an; dann saate der Ritter mit bitterer Miene: „Es ist kein Zweifel, Dein Vater hat auf irgend eine Weise Deinen Aufenthaltsort entdeckt und entbietet nun seine Mannen, um meine Burg zu bestürmen. Zweifellos hat er außerdem

eine ganze Anzahl seiner Standesgenossen für den Nachzug gewonnen, darunter auch seinen Bruder, der ihm durch die Boten seine Bereitwilligkeit mitteilen läßt. Denn daß diese Leute Fischer und von Westen gekommen sind, hat der Junge richtig an ihrer Kleidung und Sprache erkannt. Der Ostpommer spricht und kleidet sich anders als der aus dem Westen. —

Was nun unsere Lage betrifft, so könnten wir dem Ansturm unserer Feinde in Gelassenheit Trotz bieten. Mauern und Tore der Burg sind fest; der Wallgraben tief und breit, der Erdwall so steil, daß es den Burschen kaum gelingen würde, ihn während des Tages, besonders unter unserem Geschossen, zu erklimmen. Während der Dunkelheit freilich möchten sie Mittel und Wege finden, sich an die Mauern heranzuschleichen. Aber dort ist es, wie gesagt, mit ihrer Kunst vorbei. Nur durch längeres Ausharren und indem sie uns Tag und Nacht beunruhigen, könnten sie uns zuletzt ermüden und niederzwingen. Denn bei der geringen Anzahl von Leuten, über die ich bisher verfüge, so lange ich nur erst ein paar Hüfen unter dem Pfluge habe, müßten wir Tag und Nacht auf dem Posten sein. Trotzdem brauchten wir nicht zu befürchten, ihnen zu erliegen, da der Fürst mit seinen Kriegsknechten uns alsbald zu Hilfe kommen würde. Dein Vertrauter würde ihn sofort über unsere Lage unterrichten. Aber Du darfst nicht in der Burg bleiben. Wenn Du auch ein mutiges Mädchen bist, so würde Dir doch die stete Aufregung und die Sorge um mich schaden. Ich halte es daher für das Geratenste, wir verlassen morgen nach Begegnung der Dunkelheit die Burg und begeben uns zunächst zum Fürsten nach Kammin. Es sind für einen Reiter drei Stunden Entfernung und ich kenne Weg und Dertlichkeit genau. Daß wir nicht am Tage die Fahrt machen, gebietet die Vorsicht, denn es bürgt uns nichts dafür, daß Dein Vater nicht auch bereits die auf unserem Wege liegenden Ortschaften aufgewiegelt hat. Sogleich nach Wollin uns zu wenden, wohin ich Dich von Kammin aus geleiten zu lassen gedenke, möchte aus dem Grunde nicht rätlich sein, weil wir auf diesem Wege leicht auf die Schar stoßen könnten, die Dein Ohm herbeiführt. Von Kammin aus eile ich mit dem Fürsten zum Entsatz der bis dahin von meinen Leuten verteidigten Burg; denn ich bin der festen Ansicht, daß Herr Ratibor einen so offenbaren Landfriedensbruch streng ahnden wird.“

Slabina versicherte zwar, daß sie gern bei dem Geliebten ausharren wolle, willigte aber schließlich in die Fahrt nach Kammin ein, als der Geliebte sie daran erinnerte, daß sie ja nach beiderseitigem Beschluß in den nächsten Tagen auch ohne Zwang die Reise gemacht hätten. —

Als Herr Kunrad am nächsten Morgen beim Frühimbiß, den er, wie auch die übrigen Mahlzeiten, gemeinsam mit der Geliebten einzunehmen pflegte, dieser vergeblich harnte, eröffnete ihm die

Schaffnerin zu seiner Bestürzung, daß Slavina bereits in aller Frühe völlig angekleidet aus ihrer Kammer hervorgekommen sei und ihr mitgeteilt habe, daß sie die Abwesenheit des Vaters benutzen wolle, um noch eine Angelegenheit daheim zu ordnen. Auf ihre Warnungen habe sie geantwortet, daß niemand dort wagen würde, sie anzuhalten. Herr Kunrad möge ihr jedoch nicht folgen, da dies ihnen beiden zum Unheil ausschlagen könnte. Gleich darauf habe sie die Burg verlassen.

Kunrad sann nur kurze Zeit über die Art der Verrichtung nach, derentwegen Slavina den immerhin unbedachten Schritt unternommen haben dürfte, und da fiel es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen. Die Geliebte wollte ihn an dem heimtückischen Priester rächen. Hatte sie doch diesen Vorsatz sogleich nach dem Ueberfall und auch noch zu einem späteren Male ausgesprochen. Er hatte ihr, wenigstens das letzte Mal, diese Absicht verwiesen und sie belehrt, daß es nicht christlich sei, Rache zu üben. Den Verbrecher werde auch ohne ihr Zutun die gerechte Strafe treffen. Und sollte er ihr auch hier auf Erden entfliehen, so werde er sie doch nach dem Tode erhalten. Damals hatte Slavina anscheinend seinen Worten Gehör gegeben, denn sie hatte seitdem nicht wieder ihres Vorhabens erwähnt. Aber Herr Kunrad mußte auch aus alten Sittorien, welcher Taten ein lebendes Weib fähig sei. Ihn dauerte die arme, noch in heidnischem Irrwahn befangene Maid. Aber zu zürnen vermochte er ihr nicht, war doch nur die innigste Liebe zu ihm der Grund ihres Vorhabens, wenn sie dieses wirklich ausführte.

Aber nachzusehen mußte er ihr, falls sie noch feinehalten in Gefahr geraten sollte.

Und schon hatte Kunrad sich sein Roß vorführen lassen, als er sich noch zu guter Zeit der Warnung erinnerte, die ihm die Schaffnerin beigestellt hatte. Da ließ er denn den Fuß, den er bereits nach dem Steigbügel ausstreckte, sinken und überlegte sein Vorhaben. Und nun mußte er sich gestehen, daß Slavinas Wunsch gerechtfertigt war. Daß die Geliebte sich zunächst zu der Waldfrau begeben hatte, war nicht wahrscheinlich, da sie auf dem Wege zu dieser dicht am Dorfe vorüberretten mußte, was sie doch jedenfalls zu vermeiden bestrebt war. Auch vermochte sie von der Hütte der Kräutersfrau aus nichts zu unternehmen. So blieb nur noch die Annahme, daß sie sich in der Nähe des Dorfes am Waldrande verborgen halten und die Gelegenheit abwarten würde, gegen den Priester vorzugehen. Wo aber sollte er sie dort suchen? Und würde er sie nicht gar durch sein Kommen, sobald sie dies von Ferne bemerkte, veranlassen, an einem ungeeigneten Zeitpunkte zu handeln? So würde er sie vielmehr gefährden, da er sie doch schützen wollte. Denn daß die Geliebte ihr Vorhaben aufgeben und ihm unverrichteter Sache folgen würde, glaubte er nunmehr nimmer. — Sicherlich hatte sie ihren Plan nach allen Seiten hin reif-

lich erwogen und vorbereitet. So hatte sie vielleicht nichts zu befürchten. Und dem verbrecherischen Schurken wurde schließlich nur sein Recht. Daheim in seinem Vaterlande hing er schon lange an der Weide. Leid tat es ihm nur, daß sein armes Vieh sich mit dem Blute des Schurken beflecken mußte. —

So beschloß denn Herr Kunrad, Slavinas Verlangen zu erfüllen. Zu seiner Beruhigung diente ihm, daß sie eines der reinsten Rosse für ihre Fahrt ausgewählt hatte. Doch nichts hätte ihn abhalten können, sie wenigstens auf halbem Wege zu erwarten. So befahl er denn, mehrere mit der Urdarmmachung eines Feldes beschäftigte Knechte herbeizuholen und ein halbes Duzend Rosse für baldigen Ausbruch unter Sattel zu halten. —

Um die gleiche Zeit mochte es sein, als Herr Sambor nach einem dreistündigen Ritt einen Reiter bemerkte, der mit verhängtem Zügel ihm entgegen sprengte. Der Burgherr vermutete sogleich, daß jener ihm eine Bestellung zu machen habe und spornte nun auch seinerseits sein Roß zu schnellerem Laufe an. Als der Fremde bei Herrn Sambor anlangte, zügelte er sein Pferd und fragte, ob er Herrn Sambor vom Horste vor sich habe. Sobald der Burgherr dies bejaht hatte, meldete der Mann, daß Herr Gniefomar frühmorgens in dem Augenblick, als er die Burg seines Gastfreundes habe verlassen wollen, mit samt seinen Knechten von den Mannen des Fürsten aufgehoben und nach Kammin gefahrt worden sei. Ihn sende sein Herr, der Gastfreund Herr Gniefomar, und lasse Herrn Sambor melden, daß der Trupp der fürstlichen Reiter gen Nordosten gezogen sei und jedenfalls Befehl habe, Herrn Sambor gleich seinem Bruder zu tun. Er selbst, berichtete der Reiter, sei auf Nichtwegen dem Zuge vorausgeeilt.

Herr Sambor erlebte bei dieser Nachricht, dann aber hieß er den Boten sich seitwärts ins Gewälde schlagen und heimkehren, wandte darauf sein Roß und jagte mit seinen Begleitern davon, daß die Pferdebauche fast die Gräser des Weges streiften. Aber während des tollen Jagens verlor er keinen Augenblick die Besonnenheit. Ruhigen Geistes überlegte er vielmehr die Maßnahmen, die er zunächst zu treffen hatte. Sich auf die Burg zu retten und zu verteidigen, bis seine aufgebotenen Leute herbeteilten, ging nicht an, diese würden von den geschulten Kriegern des Fürsten der Reihe nach abgefangen und unschädlich gemacht werden. Die Flucht ins Land zu nehmen, hatte keinen Nutzen. Als Heerführer in Macht und Ansehen wären ihm die Edlen gefolgt, von dem gehezten Flüchtling würden sie sich unter allerhand Vorwänden zurückziehen, zumal, wenn ihm die Häsher auf dem Fuße folgten; denn diesen konnte sein Weg nicht unbekannt bleiben. Es blieb ihm also weiter nichts übrig, als sich vorläufig in Sicherheit zu bringen. Aber wohin sollte er sich wenden? Gen Süden und Südosten saßen der deutsche Markgraf

und die Polen, nach Morgen hin die Ditpommern mit ihrem dem Herrscherhause verwandten Fürsten. So blieb ihm nur noch die Flucht auf die See und zu den Rugianern. Dort mußten weitere Pläne geschmiedet werden.

Also zunächst zur Burg zurück und dann mit seinem Sohne und den beiden Fischern zum Strande hinab! Schnell war der Plan gefaßt und weiter ging es in rasender Eile, daß der Staub des Weges Kofje und Ketter in eine undurchsichtige Wolke hüllte. So dauerte der wilde Ritt wohl eine Stunde, bis der Flüchtling einjah, daß man die Gänge schonen müsse, wenn sie nicht vor der Zeit zusammenbrechen sollten. Zudem war man soeben auf einem Hügel angelangt, der einen weiten Fernblick gewährte. Da hielt Herr Sambor und blickte rückwärts ins Gelände. Noch war kein Verfolger zu erblicken. Darum ging es jetzt in langsamerer Gangart vorwärts, um die Kräfte der Kofje für den Notfall aufzusparen. Wieder mochte so eine halbe Stunde vergangen sein, da kam man an das große Moor, über das von Ortschaft zu Ortschaft schmale Anatteldämme führten. Nun verlangsamte Herr Sambor wiederum den Gang seines Kofjes, denn auf diesen Wegen vermochte sich ein größerer Trupp, wie der gegen ihn ziehende war, nur langsam fortzubewegen. —

In einer Stunde war das Moor überschritten, denn Herr Sambor hatte den kürzesten Weg gewählt und zu diesem Zweck lieber vorher einen kleinen Umweg gemacht. Von den jenseitigen Höhen aus war wiederum kein Heerestrupp zu erblicken, und nun berechnete der Burgherr, daß der Feind, selbst wenn er die halbe Schmellichtigkeit anwandte, mit der er selber anfänglich den Rückweg gemacht hatte, erst nach etwa zwei Stunden sein Ziel erreichen würde. Er selber aber vermochte es jetzt in wenig mehr als einer halben Stunde zu gewinnen, denn soeben überschritten sie die letzte Anhöhe und sahen See und Dorf vor sich liegen.

Während Herr Sambor gerade das Moor durchquerte, begab sich Kanja, der Oberpriester, zu dem Altar des Sommergottes hinauf. Dieser lag unfern des Dorfes auf einem Ager, der sich allmählich zum See hinabsenkte, während die andere Seite von dem Fahrwege begrenzt wurde, der über den Berg zum Moore führte. Sechs Tage währte es noch bis zum großen Feste der Sommersonnenwende, und heute begannen nach altem Brauch die Vorfeiern. Kanja trug einen langen, weißen Mantel, der am unteren Rande, am Kragen und Zusammenschlag mit rotem Aufstich verziert war. Seine Stirn umschloß eine mit Goldfäden dicht durchwirkte Binde, die von fern den Goldreifen gleich, wie sie die Oberpriester großer Stadtgemeinden zu tragen pflegten. Sein breiter, gelbbrauner Bart erglänzte vom Salböl im Sonnenlichte. In der Rechten trug Kanja einen langen und starken, silberhaufigen Stock, der über und über mit einge-

schnitzen Geheimzeichen bedeckt war. Von den Dorfalten geleitet schritt der Priester würdevollen Ganges und ernstgestellter Miene dahin.

Ihm voran wurde eine ehemals wohl dunkelgrüne, jetzt verblichene Fahne getragen, auf der man eine gelbe Sonnenscheibe erblickte, aus der gleichfarbige Strahlen hervorschossen, während ein Aehren- und Laubkranz das Bild umschloß. Es war das Banner des Sommergottes. Viel Volks in grellbunten Festgewändern, zumeist Weiber und Kinder, beschloß den Zug. Als dieser auf dem Ager anlangte, trat Kanja vor den Altar, den ein Kranz blumengeschmückter junger Mädchen umgab. Der Priester wendete sein Antlitz der Sonne zu, zwinkte mit seinen fettigwaren, wulstigen Augenlidern einigen der Dorfschönen schallhaft zu und wollte gerade seine Stimme erheben, als plötzlich ein scharfer, jüngerer Ton die stille Luft durchzitterte. Kanja griff mit der Hand nach dem Herzen und sank dann, wie vom Blitz getroffen, rücklings zu Boden.

Im gleichen Augenblick vernahm man die Worte: „Dies, heimtückischer Mörder, der Lohn für Dein verbrecherisches Tun. Doch wisse, Du stirbst und der Ritter lebt!“

„Die Herrin!“ murmelte Kanja fausteballend mit ersterbender Stimme, dann röchelte er noch einmal tief auf, rollte wild die Augen und verschied.

Unter gellendem Aufschrei der Wetber war das Volk auseinandergestoben, als es den Priester mit der Todeswunde in der Brust fallen sah. Nun blickte es in starrem Entsetzen zu der Rächerin hinauf, die hoch zu Roß, den Bogen noch in der Hand haltend, lodernden Auges vor einem dichten Erlengebüsch hielt, aus dem sie kurz vor der Tat hervorgekommen war. Nun aber warf sie den Bogen über die Schulter, lenkte ihr Roß seitwärts und ritt in ruhigem Trabe davon. Erst, nachdem sie hinter einer Bodenwelle den Augen der Menge entschwunden war, trieb sie ihr Pferd zu schnellerer Gangart an. Niemand wagte, ihr zu folgen, war doch nicht einmal ein Wort der Mißbilligung oder des Zornes laut geworden, als sie ihre Tat frei bekannte.

Man hatte ein paar Männer ins Dorf hinausgeschickt, eine Tragbahre herbeizuholen. Unterdessen umstanden die Dörfler dichtgedrängt den Leichnam und ergingen sich in allerlei halblaut und in schwer Zurückhaltung geäußerten Vermutungen über die Ursache des schrecklichen Strafgerichts. Niemand wußte etwas Sicheres, aber aus den Worten der Herrin schloß man, daß der Getötete einem Aufschlag gegen den deutschen Ritter verübt habe. Und nun brachte man hiermit den plötzlichen Tod des Tempeldieners und Fischers sowie das unheimliche Verschwinden zweier Burgnächte in Verbindung und spann seine Vermutungen weiter.

Da kam in scharfem Trabe mit seinen Anrechten der Burgherr geritten, warf einen Blick auf die Menge und wollte vorüberreiten, als einer der

Männer sich ihm näherte und ihm das graufige Geschehnis mittheilte. Dunkle Rornesröthe färbte sein Antlitz, als er die That der Tochter vernahm, und auf Stirn und Schläfen schwellen die Adern zu dicken Strängen empor. Wie er nun aber die triumphierenden Worte vernahm, die Slavina an den Priester gerichtet hatte, stieß Herr Sambor in einem plötzlichen, lichten Ahnen der Verhältnisse einen wildgrimmigen Fluch aus und nun verließ den besonnenen Mann die ruhige Bedachtsamkeit. Er riß sein Pferd herum, erteilte dem einen der Knechte mehrere Weisungen und sprengte, während dieser den Weg nach der Burg längs des Sees einschlug, mit seinem anderen Begleiter voll blindwütigen Zornes in entgegengesetzter Richtung der flüchtigen Tochter nach. —

Inzwischen hatte Kunrad mit seinen Knechten die ins Auge gefaßte Wegstelle erreicht und erwartete nun seit bereits einer Stunde die Geliebte.

Den Weg überschritt an diesem Orte eine Bodenerhebung, und man hatte von hier einen Ausblick auf eine beinahe halbstündige Wegstrecke. Der Ritter hatte seine Leute abfattern lassen, während er selber in den Bügeln verblieben war, um noch einige Hundert Klafter weiter Ausschau halten zu können. Trotzdem Slavina ihre Rückkehr erst für die Mittagszeit in Aussicht gestellt hatte und obwohl Kunrad ihrer Klugheit und Vorsicht vertraute, quälte ihn doch eine starke Unruhe, und er machte sich Vorwürfe, daß er der Geliebten nicht zur rechten Zeit das feste Versprechen abgenommen hatte, der Rache zu entsagen. Doch das war nun nicht mehr zu ändern. Er mußte sich in Geduld fassen. So spähte er denn unverwandten Blickes in die Ferne, trotz der noch zeitigen Stunde die Geliebte erwartend. Wieder mochte so unter Späheren und Harren eine halbe Stunde verfließen sein, da sah Kunrad plötzlich einen Reiter oder eine Reiterin — noch vermochte er nicht genau zu unterscheiden, ob es Mann war oder Weib — auf weit ausgreifendem Rosse in rasender Flucht heransprengen, wenige Hundert Schritte zurück aber folgten in gleich stürmischer Schnelle zwei andere Reiter. Blitzschnell zuckte es dem Ritter durch den Sinn: Es war Slavina, die man verfolgte. Im gletchen Augenblick gab er seinem Tiere die Sporen und stob davon. Ihm folgten die Knechte in kurzem Abstände auf dem Fuße.

Das mutige Pferd, das mehrere Wochen bei guter Pflege gestanden hatte, schoß pfeilschnell dahin. Aber es war auch die höchste Not, denn schon waren die Verfolger der Reiterin bis auf die Hälfte der früheren Entfernung nahe gekommen und von Minute zu Minute verringte sich der Abstand. Nun erblickte die Gehezte den heranbrausenden Ritter und dieser bemerkte, wie sie ihr Tier zu äußerster Kraftanstrengung antrieb. Noch war Kunrad wohl fünfhundert Klafter weit von der Geliebten entfernt, aber das Roß griff so gewaltig aus, daß die Bäume des Waldes zur Linken gleich einer

einigen Mauer am Auge des Reiters vorüberhüschten. Bald schätzte Kunrad die Entfernung nur noch auf dreihundert, bald auf zweihundert Klafter. Nunmehr bestand kein Zweifel, er erreichte die Geliebte vor ihren Verfolgern. Da, — — — barmherziger Himmel! — — — Das Blut drohte Kunrad in den Adern zu erstarren — — — plötzlich strauchelte Slavinas Roß, sank vornüber zu Boden und die Reiterin flog in den Sand. Jetzt sahen diese verloren. Doch im Windesnu stand die Unererschrockene wieder auf den Füßen, riß ihr Tier empor und saß im nächsten Augenblick im Sattel. Zwar machte das verängstigte Tier nur noch ein paar Duzend hastiger Sprünge, aber diese retteten der Beherzten das Leben. Denn als nun der vorderste der Reiter wildrollenden Auges mit gezücktem Dolche heranstob und schon den Arm erhob, um im nächsten Augenblick den tödlichen Stoß zu tun, brauste auch schon Kunrads hochragendes Roß heran, sprang mit mächtigem Sage das niedere Tier des Wenden an und warf es mit furchtbarer Wucht zu Boden, so daß es, um sich selbst gewirbelt, den Reiter unter sich begrub. Sobald nun aber der andere Reiter den Fall des ersten bemerkte, zudem die heranstürmenden Knechte bereits in bedrohlicher Nähe erblickte, riß er, den Gestürzten schmählich im Stiche lassend, seinen Gaul herum und stob gleich einem gehezten Wolfe von dannen.

Nun erst sah der Ritter sich nach dem überrittenen Manne um. Dieser lag stöhnend und schwer atmend am Boden, noch halb unter dem wild ausschlagenden Rosse begraben. Da trat Slavina heran, und während sie schauernd den am Boden Ringenden betrachtete, sagte sie hart und bitter: „Es ist mein Vater, Geliebter!“

Entsetzt starrte Kunrad die Sprecherin an. Dein — — — Vater?“ kam es heiser und stückweise von seinen Lippen, „Dein — — — Vater?“

„Mein Vater,“ wiederholte die Maid, aber jetzt klang das Wort milder und weicher, fast mitleidsvoll. Slavina hatte aus den schmerzvoll verzerrten Zügen des Vaters geschlossen, daß dieser einen schmerzlichen Unfall erlitten hatte. In Eile sprang nun auch Kunrad vom Pferde und befreite mit Hilfe der soeben angelangten Knechte den Burgherrn von der Last des Tieres. Dabei gewahrten sie, daß eine große Blutlache an der Stelle stand, wo der Gestürzte lag, nicht weit von dieser blühte der Dolch, den er der Tochter hatte ins Herz stoßen wollen. Auch dieser war blutbefleckt, er hatte sich seinem Besitzer bei dessen Sturz in die Sette gehöhrt.

Kunrad ließ den augenscheinlich schwer Verletzten vorsichtig aufheben und im Schatten des Waldes auf das weiche Moos betten.

Dort lag nun Herr Sambor mit geschlossenen Augen und schmerzvolles Aechzen und Stöhnen drang durch seine fest zusammengepreßten Zähne.

Slabina kniete an seiner Seite nieder, öffnete sein Wams und suchte das hervorquellende Blut durch Aufpressen ihres Gewandes zu stillen; allein, wenn der Hauptstrom auch in seinem Laufe gehemmt war, so farbte doch noch allzuviel des edlen Lebenssaftes den grünen Teppich des Waldes. Auch ließ das ganze Gebaren des Verletzten, dazu die starke Blutung vermuten, daß der scharfe Stachel allzutief in den Körper eingedrungen war und edlere Teile verletzt hatte. Da wehrte denn kein gewaltsames Zurückhalten des Blutes dem Nahen des Todes

Nach einiger Zeit schlug der Burgherr die Augen auf und ließ seine Blide eine Weile umhätend forschend auf Ritter und Tochter haften. Nun schien er seiner und der Geschehnisse der letzten Stunde wieder inne zu werden und erhob drohend die Faust, während seine Augen wild unter den dunklen, starbuschigen Brauen rollten und seine Lippen einen bösen Fluch zu murmeln schienen. Da beugte sich die Tochter über ihn, strich sanft über seine Stirn und sprach zu ihm: „Vater, laß alles Vergangene vergessen sein! Sieh, ich liebe den Ritter mehr denn mein eigenes Leben, und er liebt mich und begehrt mich zu seinem Ehegemahl. Konnte ich bei Deinem furchtbaren Hass gegen die Fremden anders handeln? Und daß ich heute den Priester tötete, gebührte ihm zu Recht. Er ist auch nur ein Mensch und ein recht schmutziger dazu, wie Du selber zuweilen sagtest. Und dazu war er ein Schurke, voll Hinterlist und Lüge. Denn er zwang Dich zu der Untat und wollte Dich, einen der ersten Edlen des Wendenvolkes, zum gemeinen Mordhändler machen. Doch der Christengott ist stärker als unsere Götter, er beschützte den Ritter und entriß ihn dem sicheren Verderben. Ich zürne Dir nicht mehr, mein Vater, laß nun auch Deinen Zorn vergehen und schau mich wieder gütig an, wie Du es tatest, bevor der wüste Falz seine begehrliehen Blide auf mich warf. Sieh! der Ritter ist edleren Blutes als jener; ruhmreiche Männer waren seine Ahnen; das edle Geschlecht der Wendhausen steht weithin im deutschen Lande in hohen Ehren, und der mächtige Bischof zu Kammin, selber aus altadeligem Geschlecht, ist seiner Mutter Bruder. Deine Tochter erniedrigt sich nicht.“

Wiederum strich sie dem Vater liebevoll über die Stirn, doch dieser preßte die Lippen zusammen und schwieg, aber aus dem heftigen Heben und Senken seiner Brust ersah man, wie sehr seine Seele sich erregte.

Nun kniete auch Runrad an seiner Seite nieder und begann mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme in der Sprache des Burgherrn: „Ihr hasset uns Deutsche, Herr Sambor, weil Ihr mit Recht befürchtet, daß Ihr gleich Euren Stammverwandten im Westen Euch der Oberhoheit der Deutschen einmal werdei beugen müssen. Außerdem zehet Ihr uns des Landraubes. Doch rauben wir in Wahrheit nicht fremden Besitz, sondern nehmen nur un-

ser Eigentum zurück, wenn wir das, was die Güte Eures Fürsten uns gewährt, annehmen. Denn wie unsere alten Stammesmären erzählen, wohnten hier bis weit gen Osten deutsche Stämme. Da kam Euer Volk in großen Horden von Sonnenaufgang her, tief aus dem Dunkel ferner Erde, und vertrieb uns an Zahl Geringere aus der Heimat. Nun aber ergeht es Euch nicht so herbe, wie es einstmalen uns geschah. Denn wir wollen Euch nicht vertreiben, sondern nur in friedlicher Gemeinschaft mit Euch haufen. Harret doch noch so viel unbejagten Bodens des Karstes und des Fluges, so viel Unland der urbar machenden Art und des Spatens, das es den arbeitsfrohen und werktätigen Deutschen in tiefster Seele betraut und dauert. Ihr aber hocht in althergebrachter Unsitte um Eure Seen und Flüsse inmitten von Sumpf und Morast in fieber-schwangerer Luft, nährt Euch kümmerlich von dem Fleische und der Milch Eures mindertwertigen Viehes, Fischwerk, Pilzen, Beeren und Wurzeln des Waldes und laßt ungezahlte Hufen Landes, wo die edelste der Gottesgaben, die goldige Frucht des Kornes, gedeihen könnte, als nutzlose Brache liegen. Nur dieses Land begehren wir, dazu das Dedland, das wir zu fruchttragendem Boden machen wollen, damit es Wohnstätten berge für fleißige und arbeitame Menschen. Was Euer ist, kann und will Euch niemand nehmen. Im Gegenteil, wir wollen Euch lehren, des Bodens in würdiger Weise zu pflegen, damit Euer Wohlstand sich vergrößere und das Leben Eures Volkes ein mehr menschenwürdiges werde, als es bisher war.

Eure Götter allerdings erkennen wir nicht an, schon der fluchwürdigen Greuel wegen, der Menschenopfer, die sie fordern, wie Ihr in traurigem Irrwahn meinet. Eure Götter leben nicht, sie sind nur Ausgeburten Eures eigenen, grausamen, irrenden Sinnes. Nur ein Gott lebt, und dieser ist nicht allein unser Gott, die wir ihn freudig und voll Ehrfurcht bekennen, sondern aller Menschen Gott, so viel ihrer von Morgen bis Abend, von Mitternacht bis Mittag wohnen. Der aber verabscheut, daß ihm unschuldige Kinder oder unglückliche Kriegsgefangene auf seinen Altären bluten, auch gibt es von ihm kein Bildnis aus Holz, Erz oder Stein, denn er steht viel zu erhaben über unserm Begreifen, als daß Menschenwirth und Menschenkunst ihn nachzubilden vermöchten. Eure Götter haben Eure Stammesbrüder nicht vor unserer Schwerter Macht geschützt, aber uns gab Gott den Sieg. Vielleicht denket Ihr nun gerechter und höher über uns Eindringlinge, edler Herr, als Ihr bisher von uns hieltet. Euren Töchterlein aber zürnet nicht, daß sie dorthin geht, wohin ihr Herz sie gehen heißt, und daß sie begehrt, dem Gotte zu dienen, dem auch ich ergeben bin. Ich will sie halten, das gelobe ich Euch in dieser ernsten Stunde, wie das köstlichste Kleinod, sie hüten und bewahren wie meine eigene Seele, denn das hat sie um mich tausendfach verdient. So sprecht denn

ein mildes Wort zu der Betrübtin, dessen sie von Herzen begehrt und harret!“

Der Burgherr hatte, ohne Widerspruch zu erheben, den Worten des Ritters gelauscht. Daß dieser zu ihm in den vertrauten Lauten seiner Mutter sprache redete, schien ihn versöhnlicher zu stimmen, hielt er doch sein anfänglich abgewandtes Antlitz alsbald dem Sprecher während dessen ganzer Rede zugekehrt. Als der junge Ritter schwieg, holte er tiefauf Atem und dann sprach er mit müder Stimme: „Die alten Götter stürzen, allüberall im Lande verwaissen ihre Wohnungen und Altäre. Des neuen Goites hochragende Heimstätten prunken auf ihrem Getrümmer. Ist er besser als sie? Wer will es entscheiden? Sterbet Gebet und Opfer, dort Weibrauch und Gebei! Was scheltet Ihr unsere Opfer? Der Krieg, den Ihr gegen unsere Stämme fuhr, fordert far eines Taufende. Nun Ihr die Starckeren, die Kriegsgeübteren seid, verleiht Euer Gott Eurer Meinung nach Euch den Steg. Als Ihr vor Jahrhunderten die Schwächeren waret, ließen unsere Götter uns die Wahlstatt behaupten. Stets der gleiche Aberwitz! Unsere Priester sind Betrüger und sind Narren, soweit sie wännen, wir glaubten, was sie lehren. Werden die Euren anders sein? Nicht ihnen, auch nicht dem dreiköpfigen Goite zu Liebe hegte ich heute mein Kind bis auf den Tod; denn wäre dieser allsehend, wie sein Bildnis es bezetgen will, so hätte er die Gefahr schon vor vielen Menschenaltern müssen erkennen und sein Volk durch seine Priester aufrütteln, daß es Eurem Ansturm sich gewachsen zeigte. Aber der Gott schloß und seine Priester mästeten sich mit der Opfersteuer des törigen Volkes. Nein, die alte knechtische Gewohnheit und die Heuchelei vor dem blöden, niederen Volke, sie halten selbst den Sehenden in Banden, und diese und der maßlose Born über die an der Sache ihres Volkes und an mir zur Verräterin gewordene Tochter, der Ingerimm über die vermeintliche, mir zugesügte Schmach und über das Mißglücken des Planes, mein Volk zum Vernichtungskriege gegen Polen- und Christentum zu führen und mir selber die Fürstenkrone aufs Haupt zu setzen, dies alles trieb mich zu blindwütigem Haße gegen das eigene Fleisch und Blut. Dir zürne ich nicht mehr, Slavina. Das Schicksal ist stärker als wir. Auch Dich wollte ich zur Fürstin machen, vor Herrn Jazzo warest Du sicher. Nun aber liege ich hier wie ein gefällter Keiler am Boden, und hinter mir jagen die Häsher her. Das Höchste habe ich erstrebt und gleich tief ist mein Fall.“

Nun schwieg Herr Sambor einen Augenblick; man sah, wie ihm das Sprechen Mühe und Qual bereitete. Dann aber fuhr er fort, während Slavina den Schweiß von seiner Stirne strich: „Bisher hielt mich noch der Haß gegen Euch Deutsche aufrecht und verband mich enger mit meinem Volke, wiewohl ich ihm wegen seiner Untüchtigkeit und seines knechtischen Sinnes schon lange grollte.

Mein großes Vorhaben gab meinem Leben Zweck und Ziel und erfüllte meine Seele mit Leben und Spannkraft. Seitdem nun aber mein Werk so klaglich scheiterte, ist es leer hier in der Brust, so qualend leer. Und ich habe nichts, nichts, was diese entsetzliche Eindrücke ausfüllen könnte. Ich fühle, daß mein Ende nicht fern ist, aber bitter ist es, dahinzugehen, ohne Glauben, ohne Hoffen, bar jeden Trostes. Ich dünke mir gleich dem reichen Manne zu sein, den am Abend seines Lebens der Feind überfällt. Sein Haus und Hof ist verlodert, sein Vieh forigetrieben, seine Kinder sind geraubt, — so steht er voll Verzweiflung naakt und bloß auf den Trümmern seines Glückes, sein Leben war umsonst.“

Mit einem dumpfen, kummervollen Stöhnen schloß Herr Sambor nach diesen Worten die Augen, fuhr zuweilen mit der Rechten über die bleiche Stirn, als wollte er die qualenden Gedanken verschrecken, und verharrete dann in tiefem, dumpfem Schweigen.

Nach einer Weile ergriff Kunrad seine Hand und sagte: „Herr Sambor, von unserm Gott will ich Euch nicht sprechen, er ist voll unendlicher Liebe und Güte und wird als Vater aller Menschen auch Euch tun, wie Ihr Eurer Tochter soeben zu ihrem großen Troste getan habt. Aber will eben dieses Beispiel Eures Kindes Euch nicht einen Trost verleihen, nicht einen Hoffungsstrahl in Euch erwecken und Euch damit den Glauben an Eures Volles ferneres Bestehen, ja besseres Ergehen wiedergeben? Euer Geschlecht pflanzt sich nicht in diesem Eurem Kinde fort, aber fließt in ihren Nachkommen, sofern uns Gott solche beschert, nicht gleicherweise Euer Blut wie meines? Werden nicht die edlen Triebe und Tugenden, die Eure Tochter zieren, auch unsern Kindern eignen, vereint mit dem, was in meiner Seele lebt? Werden so gearlete Nachfahren nicht ein tüchtiges, edeles Geschlecht ergeben, mutig, fester Treue, kraftvoll in der Tat und weise im Rat? Immer aber haben noch die Eroberer eines Landes ihr Blut mit dem Eingeseffenen gemischt. So geschah es, als unsere Ahnen die Gestirde Italiens, Griechenlands und Galliens besetzten, so findet es noch heute statt um den Elbstrom herum in der alten Ostmark, und so wird es auch hier statthaben, wenngleich die Eroberung eine friedliche sein wird. Der Deutsche also wird Euer Volk nicht fressen, wie der Wolf das Lamm, sondern es umschließen, in seinen Schutz und seine Hut nehmen, es zu seinen Kindern machen, wie die Henne mit gleicher Liebe und Sorge die jungen Entlein betreut, die sie zugleich mit ihren Kindern erbrütete. So werden auch die Euren und die Unsern dereinst sich zu einem großen, einzigen, starken und stolzen Volke verschmelzen. Dann wird man nicht mehr fragen: „Wer war Deutscher, wer Wende?“, sondern in brüderlicher Einigkeit werden beide, einer den andern nicht mehr nach Herkunft und Sippe fragend und oft nicht mehr danach er-

kennend, der schönen Früchte sich erfreuen, die in gemeinschaftlichem Schaffen den gemeinsamen Taten vereinten Geistes und verschmolzener Seelen herrlich ersprießen. Dies mag Euch, Herr Sambor, als Balsam dienen auf die schwere Wunde, die Ihr in Euren bekümmerten Herzen tragt.“

Der Wende war in reger Theilnahme den Worten des Deutschen gefolgt. Man erkannte an seiner gespannten, zuletzt fast andächtigen Miene, wie sehr ihn die Ausführungen des Ritters ergrißen. Eine Weile schwieg er in ernstem Sinnen, dann fragte er plötzlich: „Könnt Ihr mir mit heiligem Eide beschwören, Herr Ritter, daß Ihr die Wahrheit sprecht, als Ihr erzählet, wie die Deutschen mit dem bezwungenen Gegner zu verfahren pflegen? Denn handeln sie so gegenüber dem in bitziger Fehde Bestegten, so werden sie dem friedlichen Wirte nicht übel begegnen.“

„Bei allen Heiligen!“ rief der Gefragte aus, „es ist so, wie ich Euch sagte. Wir sind keine mitleidlosen Barbaren. Oft will es mich bedünken, als sei der Deutsche ob seiner herrlichen Kräfte des Geistes und Tugenden der Seele auserwählt, wie der Sauerteig das Brot, andere, minder beglückte Völker mit der veredelnden Kraft seines Wesens zu durchdringen. Ein solches Wirken aber erniedrigt nicht noch unterjocht es, sondern erhöht und macht frei von jedweder Knechtschaft, des Leibes und der Seele, aber Nachfolge heißt es.“

Nun ging ein zufriedenes Lächeln über das Antlitz des Burgherrn, aber gleich darauf zuckte er krampfhaft zusammen und schmerzvoll verzerrte sich sein Antlitz, über das jetzt eine heiße Röthe sich auszubreitete, während das Auge in ruhelosem Wandern über seine Umgebung irrte. Schwer ging sein Atem und mit aller Kraft versuchte er, sich aufzurichten. Da sprang Kunrad vom Boden auf und hob Kopf und Rücken des Lebenden ein wenig empor.

„Herr Ritter,“ sagte er nun, mühsam die Worte hervorstoßend, „ich glaube Euch und danke Euch. Ihr zeiget mir da ein verschönlisches Bild! Wohl gönne ich meinem Volke, da es nun einmal keine andere sein kann, eine so schöne Zukunft. Gehorsamen muß es auch seinen jetzigen Herrn, uns den Edlen, und wir wiederum müssen dem Fürsten Folge leisten. Ohne Ordnung kann kein Staat bestehen, und ich selber wäre, wie ich mich kenne, ein sehr strenger Herr geworden, vornehmlich gegen die, die bisher metnesgleichen waren. Denn wir Wendenherren sind unseren Fürsten nicht mit so unbedingter Hingabe zugetan, wie Ihr den Euren. Darum ist eine starke Hand vonnöten. — Aber ich sterbe nun. Doch wird mir das Sterben nicht mehr schwer. Möge Euer Gott Euch segnen, auch Dich, mein Kind, auch Dich! Beschütze Deinen Bruder und erhaltet ihm sein Erbe! Bittet auch den Fürsten für meinen Bruder! Er war der Verführte.“

Beide versprachen, die Wünsche des Sterbenden getreulich zu erfüllen; dann herrschte wiederum

einige Zeit tiefes Schweigen im kleinen Kreise, keiner der beiden wagte, die heilige Weihe des Augenblicks zu stören. In scheuer Ehrfurcht vor dem heiligen Ernst der Stunde standen entblößten Hauptes die Knechte. Da fuhr der Leidende noch einmal auf und fragte hastig und fast ängstlich: „Nicht wahr? Sie werden Eure Brüder? Eure Brüder? Nicht Eure Sklaven?“

„Jawohl!“ bestätigte tief ergriffen der Gefragte, „sie werden unsere Brüder und sind es schon heute, sofern sie es nur wollen.“

Zufrieden nickte der Sterbende. Dann ging plötzlich ein jähes, krampfhaftes Zucken durch seinen Körper, aber noch einmal öffnete sich die Lippen und „Brüder — — — Brüder — — —“ hauchte es von den ersterbenden Lippen. Das waren die letzten Worte des Horster Burgherrn; dann sank sein Haupt schwer auf die Hand des Deutschen. Dieser kniete neben dem Erblichenen nieder und sprach ein stilles Gebet für dessen Seele. Seinem Weispiele folgten die Knechte. Leise weinte Slavina.

Jetzt erscholl dumpfer Hufschlag und ein Trupp von etwa fünfzig Reitern kam herangesprengt. Es waren die Häscher, die den Burgherrn ergreifen wollten. Das ahnungslose Volk hatte ihnen den Weg gemiesen. Kunrad trat ihnen entgegen und begrüßte ehrerbietig den Anführer, es war Bogislav, der Älteste der jungen Fürsten.

„Wir suchen den Burgherrn von Horst,“ sprach der Fürst, indem er dem ihm wohlbekannten Ritter die Hand reichte. —

„Herr Sambor,“ antwortete Kunrad mit ernster Stimme, „steht bereits vor einem höheren Richter. Er ist Eurer Gerichtsbarkeit entzogen. Dort im Waldesschatten ruht seine sterbliche Hülle. Neben ihm kniet seine Tochter Slavina, meine Verlobte. Er stürzte bei ihrer Verfolgung in seine eigene Waffe.“

Der ritterliche junge Fürst näherte sich Slavina, die sich bei seinem Kommen erhoben hatte und sagte: „Euer Vater, Herrin, hat schwer gefehlt, er wollte, wie Herr Falzo aus Drosedow bekannt hat, das Volk in einen unheilvollen Krieg stürzen. Vielleicht ging sein Ehrgeiz noch weiter. Sein Tod hat uns einer harten Aufgabe überhoben. Betrauert den Toten, aber beklagt nicht seinen Tod!“

Nun hielt der Ritter noch eine Weile mit dem Fürsten ein lebhaftes Zwiegespräch. Man sah diesen einige Male lebhaft das Haupt schütteln, endlich aber schien er Kunrads Vorstellungen Gehör zu geben. Er reichte dem Ritter mit einem Blicke auf Slavina die Hand und sprach: „Um Euch und Eure Verlobte, Herr Ritter, sei auch Herrn Gntesomar verziehen.“

Darauf verabschiedete er sich von Kunrad trotz dessen dringlicher Einladung, ihm auf die Burg zu folgen. Er erklärte, geraden Wegs Herrn Dubnik, den alten Freund seines Vaters aufsuchen zu wol-

len, um mit ihm über die für die nächsten Tage zu treffenden Maßnahmen zu beraten. —

Nachdem die Reiter sich entfernt hatten, zog Kunrad Slavina mit sanfter Gewalt von der Leiche des Vaters, bei der er zwei Knechte als Wache zurückließ. Dann geleitete er die Geliebte in sein Heim, das nun bald auch das Ihre werden durfte. —

Herrn Sambors männlicher Stamm erlosch bereits im dritten Gliede und die Herrschaft Horst fiel an Kunrads und Slavinas Nachkommen, das Wendhausen'sche Geschlecht. Die Burg am Lindenschbach zerfiel, der Deutsche liebt nicht das Hausen inmitten von Morast und Nebelschwaden. Nur noch einige fast verwachsene Gräben geben von ihr Kunde. —

Der Lindenschbach und seine Umgebung, die Stätte, an der Ritter Kunrad beinahe dem Tode anheimfiel, behielt in seinem und seiner Gemahlin Munde den Namen, den er ihr einst in der herbsten Stunde seines Lebens gegeben hatte. Von ihnen vererbte er sich auf ihre Nachkommen und die

umwohnende Bevölkerung, die bereits nach einem Menschenalter zum größten Teile aus deutschen Einwanderern bestand, die Herzog Bogislaw in den durch die langjährigen Kriege entvölkerten Landen ansiedelte.

Es ist eine einsame Stätte von fast unheimlicher, regungsloser Stille; denn fernab pulst das fröhliche Leben und Treiben des kleinen Badeortes. Gespenstische Dächter wirft nach Erdunkeln der Erde das Blickfeuer des auf hoher Lehmdüne thronenden Leuchtturms hoch über das düstere Gewässer, das dicke Erlengebüsch und die finstere Waldung. Nur selten streift vom Meere herauf ein scharfer Windhauch, durch Uferschilf und Erlensoden und kräuselt die stillen Wasser. Der sinnige Badegast aber, der um solche Stunde auf leichtem Rahne unter den überhängenden Büschen dahingleitet, vernimmt in dem Flüstern des Röhrichts und dem Säuseln des Blattwerks die Mär von der alten Wendenburg, der dunklen Trübsal des Edelings Sambor, der starkmütigen Liebe der kühnen Wendenmaid Slavina zu dem edlen deutschen Ritter Kunrad, von schwerem Frevel und blutiger Sühne, von selbsterlösender Lust und tiefem Leide an der Liebe. —



Onkel Malte.

Roman von Klara von Sydow.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ja, das bin ich! Und glaubt mir das zu: das ist kein klein Stück Arbeit, so 'nen Mannsmenschen zu regieren! — Das ist wie'n Aoblen Holz! Und wenn Gusching zehnmal mit anfassen tut! — Und der Doktor sagt: das ist Gelenkrefmatismus oder Muskelfwund — die Zeit muß das ausweisen. — Und so hat der Hamburger auch gerad gesagt und das is'n berühmten gewesen! Und wenn Gustav mir auch ab und an mal 'n paar Pfennig dafür gibt — id' denk, das is' nich' zu viel!“

„Ne! ne! zu viel is' das nich! Das kannst verlangen, Naberch!“

Marielen hörte das Surren und Summen im Dorf, wie sie auch im Spätsommer die Fliegen gehört hatte.

Sie ging umher, als sei ihr eine schwere Falltür auf den Kopf und über die Schultern gestürzt.

Ueber Gegenwart und Zukunft, über dem kleinen Bitte und über der großen weiten Welt, über allem lag ein eiskalter grauer Nebel. Er mußte sich ja noch einmal heben! — Aber er schen unteilbar.

Sie führte ihre häuslichen Santierungen aus, wie immer. Doch tat sie es nur aus Gewohnheit. Ihr war dabet, als ließe sie unaufhörlich hin und her — ohne Sinn und Zweck.

Nur manchmal schrie ihre Seele auf. Und dann stand sie einen Augenblick still und starrte in die Wette.

„Mudding, hol mich! Mein Mudding, hol mich zu dir!“ schrie es in einem fort in ihr.

Und eines Abends, als die jetzt oft scharf blitzenden Sterne wolkenverhangen waren, wonach sie lange wie im Traum ausgehoben hatte, schlich sie kurz vor zehn Uhr zum Hause hinaus, rannte mit vorgebeugtem Leib, als horche sie das ganze Dorf ab, den holprigen Damm ihres kleinen Anwesens hinab, über den Arcona-Beg fort und bei Pipers den letzten Bitter Vorsprung wieder hinauf.

In Pipers großer Stube, rechts von der Haustür brannte noch Licht. Da sie von links kam, mußte sie an der Tür vorüber. Diese war schon nächtlich verschlossen; aber ihr Herz klopfte auf einmal wieder so laut wie früher. Nur, daß es nicht vor froher Hoffnung geschah, sondern aus Zaghaftigkeit.

Ihr Umsteckuch fest über der Brust zusammenfassend, als könne das sie schützen, drückte sie sich gegen die Wand und versuchte, von der Seite durch die Fenster Scheiben zu lugen. Aber draußen war es kalt und die Stubenwärme hatte das Glas davor anlaufen lassen. Sie sah fast nichts. Nur an der hinteren Wand, an der das Bett stand, den ver schwommenen Umriß eines Oberkörpers, der, aufrecht sitzend, aus den Kissen ragte.

Ihre Hände krallten sich gegen die Wand, so daß ihr der losbräuelnde Haß zwischen die Fingerglieder rieselte.

Das war Malte Piper! — —

Dann falteten sie sich. Und zwischen Tür und Fenster kauerte Marie auf ihre Knie nieder und konnte zum erstenmal nach vielen Tagen wieder leise weinen.

Auf einmal fuhr sie auf wie der Wind. Drinnen hatte etwas gescharrt. Gustav, der wohl, Neke flüchtend, am Ofen saß, denn von dort war der Schein der Lampe gekommen, mochte an einen Stuhl oder Tisch gestoßen haben. Und wie der Wind war sie auch wieder die Pipersche Höhe hinab und holte erst wieder tief Atem, als sie vor der eigenen Stalltür stand, die sie mehrmals hintereinander laut zuschlug, damit man denken könne, sie habe noch etwas gesucht.

Die Bitter hatten ihre Menschlichkeiten wie andere. Eins aber zeichnete sie immer noch aus: Sie hielten die Haus- und Familienehre hoch. Eines Mädchens Ehre oder Schande war auch die Ehre oder Schande von Eltern und Geschwistern. Und selbst die Nachbarn hatten ein lebhaftes und meist unverfälschtes Interesse an der Fleckenlosigkeit eines Schildes.

Wenn jemand Marie Beethmann getroffen hätte, wie sie das Haus der beiden unverheirateten Männer umschlich!

Es lag Marielen im Blut, zu denken, daß das etwas Entsetzliches gewesen wäre. Deshalb zwang es sie trotz der Gewalt ihres Herzeleid's zur Verstellung.

Ein oder das andere Mal aber mußte doch ein Augenblick gekommen sein, in dem das Herzeleid größer war, als alle angeerbte Scheu.

„Gustav,“ jagte Malte eines Abends plötzlich mit gedämpfter Stimme, „vorm Fenster is war!“

Es mochte wieder um die zehnte Stunde sein und war schon tief im November.

Gustav hatte seit acht Uhr ununterbrochen seinen aus Kirschbaum und Rosenblättern selbst gefertigten Tabak geraucht und dabei schweigend an seinen Nezen hantiert. Und Malte saß, im Rücken von einem gewaltigen Federbett gestützt, brütend im Bett. Genau wie die Cousine Strohmeier ihn vor zwei Stunden nach dem Abendessen hergerichtet hatte. Tagsüber las er; im Kreisblatt, in der Bibel und im Gesangbuch — und seit gestern dazu in Büchern, die ihm der Puttgartener Lehrer geschenkt hatte. Es waren Goethes Gedichte und Freytags „Bilder aus deutscher Vergangenheit,“ beides ihm eine neue Welt. Aber ein Seemann, der fernab der Heimat in fremden Hafensstädten oft darauf angewiesen war, zu erraten, was fremde Zungen ihm mitteilen wollten, weiß seine Schlüsse zu ziehen und dem unvertreten Wort das Junge- mähr, vertraute unterzuschieben. Das überträgt sich und geschieht dann bei natürlicher Begabung nicht nur in spanischen und norwegischen Hafsen, sondern auch wohl da, wo nicht nur der Ausbruch, mehr noch die ihm zugrunde liegende Gedankenwelt, befremdlich ist.

Maltes beide Hände waren gleicherweise verkrümmt; aber Gustav hatte ihm auf seine Anordnung zwischen die Finger der Rechten einen langen Stock geklemmt. Mit dem schlug er, wenn nötig, die Seiten um; denn den Armen konnte er langsam eine sich hebende und senkende Richtung geben.

Mit seinem Schicksal hatte er abgeschlossen seit er in Hamburg einen der angesehensten Aerzte konsultiert und man ihn dort monatelang in einem großen Hospital vergeblich elektrifiziert, massiert und gebadet hatte. Daß er sich auch noch den Altenkirchener Doktor kommen ließ, bedeutete nur das Anlammern des Ertrinkenden an den eben erreichbaren Strohalm.

Er wußte, es gab keine Rettung für ihn. Er mußte untergehen. Langsam, aber sicher. Aus seinen vier Pfählen würde er nicht eher wieder hinauskommen, als bis sie ihn zwischen die letzten vier Bretter getan hätten! —

Manchmal hatte er das Gefühl, als müsse sich seine krüppelhafte Hand regelrecht zur Faust ballen. Dann biß er die Zähne aufeinander, runzelte die Stirn und sah dem fürchterlichen Feinde, dem Leben, entgegen, wie sonst ein Mensch dem Tode entgegensteht. Dieser sieche Leib war wie das lede Schiff, auf dem sich der Führer in Tapferkeit halten muß, bis es von selbst in den Fluten versinkt. Ueber Bord springen geht wider Seemannslehre.

Und nicht einmal von einer Seite auf die andere konnte er sich in stummer Qual wälzen, somit erwachte der körperliche Schmerz. Und der war eigentlich noch gräßlicher, als der Schmerz der Seele.

Denn es hatte auch schon Stunden auf diesem Bette gegeben, in denen Malte sein Schicksal unwillkürlich in dem gewaltigeren Schicksal Größerer untergehen fühlte.

Er hatte im alten und neuen Testament gelesen. Und wenn er las, wurde er gepackt und hingegriffen.

Doch hatte er den ganzen Tag die Augen im Buch gefangen gehabt, brannte ihm am Abend der Kopf.

Ihm war, als liege er nicht erst zwei Wochen, sondern schon über zehn Jahre hier in seinen Rissen und denke schon zehn Jahre lang über sein und anderer Geschick nach.

Und noch eins, das in ihm brannte und ihn nicht losließ! — Auch insbesondere am Abend, wenn er mit dem Bein das Buch über die hochstehenden Kniee fort bis ans Fußende des Bettes geschoben hatte und nun einsam dalag — viel einsamer, als die langen Monate im Hamburger Krankenhaus — denn damals hoffte er noch! Aus den ungebrochenen Strahlen einer frohen Vergangenheit kam es lachend auf ihn zu — und aus den schwarzen Schatten der Gegenwart brach es sich weinend Bahn. Wohin er auch die durstigen Augen wandern ließ, in diese Erde oder in jene der Kleinen, tabakdurchzogenen Stube — überall trat ihm das Bild des Mädchens entgegen, das er lieb hatte, dem er gut gewesen war, so lange er denken konnte.

Wie hatte sie sich aufs Heiraten gefreut! — Wie hatte sie an seinem Halse gelacht und geweint, gezittert und geklüffert — und es so heimlich, ach, so heimlich gehabt mit ihrer Liebe, die ihr doch jedermann vom Gesicht ablas!

Diese Tränen traten ihm in die Augen, wenn er so mit verzehrender Sehnsucht an Marie Berthmann dachte. Und er ließ sie langsam ihren Weg nehmen, weil er die Hand nur so mühsam bis zur Höhe der Stirn heben konnte.

Mit dem Bruder sprach er wenig. Gleich am ersten Tag hatte er sich mit Gustav dahin auseinandergesetzt, daß er diesem sein Erspartes, soviel alles einlaufende Invalidengeld in die Hände gab und dafür bis an sein Lebensende von ihm unterhalten werden mußte.

Die Brüder waren in früheren Zeiten gleichalta nebeneinander hergegangen, der ältere hatte sich damit beanrat, das Höherhin ausmollen des Jüngeren zu beschließen. Als einer, der nur das Mithergewachte kannte, sah er von der Höhe seines Ameisenhaufens auf den herab, der sich erst seinen Weg suchen wollte. Und dieser hatte auf den Schritt gehoffen, hatte die Mäseln gezwackt, und gedacht: „Es gibt solche Vögel und solche!“ Manch-

mal es auch gesagt. Erst als Gustav bemerkte, daß Malte ihm bei Marie Berthmann in den Weg trat, hatte sich das Verhältnis zugespitzt. Aber immer nur so, daß Gustav dem anderen in der Stille grollte, und daß dieser es am bequemsten fand, nichts aufzudecken, das sich verstecken wollte.

Nun war Maltes Ueberlegenheit in Abhängigkeit verkehrt, und Gustav verabsäumte nicht, alle ihm daraus erwachsenden Vorteile zu überdenken. Das machte ihn milde gegen den Kranken. Und er würde noch freundlicher gegen ihn gewesen sein, wenn dieser mehr geklagt hätte. Daß er dazu zu stolz war, ärgerte ihn unwillkürlich. In diesem Stolz, wie er Maltes Wesen nannte, lag doch wohl eine letzte und allergrößte Ueberlegenheit; und wenn er die einmal empfand, tränkte sie ihn freilich bis zum Verdruß. Aber seine lebhaftere Ueberrechnung der gegenwärtigen Lage stumpfte für gewöhnlich dies feinere Gefühl ab. Im ganzen war jetzt er Herr der Verhältnisse.

Malte durchschaute ihn und heuchelte keine Dankbarkeit, die er nicht empfand. Darum war es ihm am liebsten, wenn sie gar nicht sprachen. Nur ab und zu äußerte er einmal ein Wort über allgemeine Weltzustände und las, daran anknüpfend, ein paar wohlgemeinte Sätze aus dem Kreisblatt vor, wenn der Bruder gerade in der Stube umheräumte, die kurze Pfeife im Mund, seine Sachen ausbesserte, oder, wie jetzt, am Fischereigerät handierte.

Dagegen berichtete Gustav ihm dies und das aus dem nächsten örtlichen Umkreise: Jemand aus Buttgarten war in Romkurs geraten und der alte Seringspider Leewe in Breege hatte als Witmann ein blutjunges Dienstmädchen gefreut und damit seine erwachsenen Töchter aus dem Hause gejagt. — Aber im ganzen ließ der Wortkarge es selbst mit solchen Erzählungen an sich kommen. Er beschäftigte sich so viel mehr mit sich, als mit anderen, daß es ihm meist nur in den Sinn kam, heimatlischen Berichten der Cousine Strohmeyer Ergänzendes hinzuzufügen.

Auch an diesem Abend hatten die Brüder lange geschwatzet. Die einzig laute Unterhaltung hatte die gleichmäßig tickende Schwarzwälderin gekostet, die zu Füßen von Maltes Bett an der westgeübten Wand hing.

Sonst redete alles nur stumme Sprache: Die altmodischen, mit etwas blankem Gold fristerlen weißen Porzellanhunde, die Malte schon von seiner ersten Fahrt als Schiffsloch den Eltern mitgebracht hatte, die feinen chinesischen Tassen und Nippesfigürchen und die japanischen Lackgeschirre, die in der Fensterecke auf dem alten braungestrichenen Schrank standen und — teilnahmslos, wie sie selbst waren — hier auch keines Menschen Anteil erweckten.

Bestimmt waren sie gewesen, sich in ein paar verwunderten, glückselig strahlenden Augen wider-

zuspiegeln, damit diese sich von den kleinen Dingen aus ein Stückchen weiter Welt zurechtleger sollten.

Und noch ein Gegenstand in der dunstigen kleinen Stube war stumm-beredt. Doch war er nicht einmal sichtbar. Ein hölzerner Kasten — Maltes Schiffs koffler — deckte ihn; und es flüsterte ein schwermütiges Geheimnis aus seinen Falten.

Gustav hatte nicht geantwortet, als Malte sagte: „Vorn Fenster is wer!“ — Ja, er hatte nicht einmal von seinen Nezen aufgesehen. Dafür drehte Malte desto erregter den Kopf um, so weit es ohne großen Schmerz gehen wollte. Seine Lider, die schon schwer über die Augen gesunken waren, hoben sich dabei. Seine Brauen zogen sich zusammen. Alles in seinem Gesicht erschien scharf und angespannt. Schon vorher war ihm bekommen in dem niederen Raum gewesen. Jetzt brach der helle Schwelz auf seiner Stirn aus und dunkel errötend wiederholte er: „Vorn Fenster is wer!“

„Na so laß'n doch!“ — Und nach einer Weile: „Ich hab nichts draußen. Und in der Witt wird auch nichts gestohlen! Wo sollten die Leut auch hin damit? Jeder kennt den anderen sein Milchspann!“

„Du mir'n Gefallen geh raus und sieh mal nach!“ sagte wieder der Kranke. Und nun stieg es ihm schon so beängstigend in den Hals, daß er ganz heifer sprach.

„Nachsehn? — Auch noch mal! — Hast du Grapfen! — Wenn einer was will, wird er sich woll melden!“

Daß er auch gestern und vorgestern schon jemanden unter dem Fenster gesehen habe, unterdrückt Malte. Aber in gebieterischem Ton fuhr es ihm heraus: „Sieh nach! — Und wenn's Marie Beethmann is, sag ihr, sie soll zu mir kommen!“

Nun stand Gustav auf. Aber ganz langsam. „Bist du unklug?“ fragte er.

„Sie is meine Braut gewesen!“ leuchte der andere und sah seinen Bruder flammend an.

„So? — Ja! — Ich weiß! — Und nu? — Was soll sie nu?“

Mitten in der Stube stand Gustav, als er so fragte.

„Ich will ihr sagen — daß es vorbei is.“ Aber Maltes Gesichtsausdruck blieb trotz der Tonlosigkeit seiner Worte herausfordernd.

Erst als Gustav hinaus war, sank er in sich zusammen.

Und der kleine Fischer war plötzlich so schnell fortgegangen, nein, nicht gegangen — gelaufen; förmlich hinausgeschneelt wie eine Wildtacke — daß bildmäßig eine lornische Erinnerung davon !! Malte zurückblieb.

Ihn aber schüttelte die Verzweiflung. Das Blut quoll ihm vom Herzen in die Brust.

Und auf einmal fuhr er doch wieder in die Höhe. Er hatte einen Schrei gehört.

„Gustav,“ hatte es geschrieen. „Gustav, laß mich los!“

Da rief er, so laut er rufen konnte — und seine Stimme drang über die Hausdiele bis vor die Tür: „Marie Beethmann! — Reinkommen sollst du! — Marielen Beethmann!“

Und sie kam. Nun mußte sie kommen. Und wenn ganz Bitte vor Pipers Tür gestanden hätte und alle Puttgartener ihr in langem Zuge gefolgt wären!

Schritt für Schritt ging sie über den Flur, trat lautlos über die Schwelle der Stubentür, die so niedrig war, daß ihr blonder Kopf oben fast gegen den Rahmen stieß. Und ohne Aufenthalt ging sie vorwärts, bis sie dicht vor Malte stand.

Ihr graute und doch war sie selig. So hatte sie sich die Hölle gedacht — und so den Himmel. — Ihr war, als habe sie Malte Piper hundert Jahre lang nicht mehr gesehen und es wäre immer noch besser, ihn so zu sehen, als nie mehr.

Keiner störte sie. Gustav war draußen geblieben. Seine Augen funkelten, als er dort am Türpfosten lehnte und auf Marie Beethmanns Fortgang wartete. Malte war der Unterliegende!

Vielleicht scheute er sich unwillkürlich, das Funkeln seiner Augen sehen zu lassen, das er doch nicht unterdrücken konnte. Möglich aber, er scheute etwas anderes noch mehr, ohne es selbst zu wissen: den großen Sieg, den noch einmal die Liebe da drin feiern würde!

— Warum es sich selbst antun, da zuzusehen? —

Marie zitterte, wie sie noch nie in ihrem Leben gezittert hatte. Ihr Gesicht war ganz blaß geworden, und es dauerte eine ganze Weile, bis es sich wieder färbte.

Aber Malte war mit Blut übergossen. Er schämte sich so vor dem gesunden Mädchen.

„Fürcht dich nur nich! Solch Stader kann nich heiraten!“

Da zuckte es in ihrem Herzen, denn nun erst, da sie es von ihm selbst hörte, begriff sie, daß wirklich alle Hoffnung zu Ende war. — Und doch schüttelte sie immerfort den Kopf, als begriffe sie es nicht.

„D!“ sagte sie, ohne den Blick von ihm zu lassen. „D, mein Gott!“ Furcht und Andacht hinderten sie, laut zu weinen. Aber ihre Tränen strömten unaufhaltsam.

„Du mußt nu gar nich mehr an mich denken!“

„Malte!“ — Und jetzt schluchzte sie doch laut auf.

„Und du kannst nu 'nen anderen heiraten. Ich trag es dir nich nach!“

Ihre Brust slog, und ihre Augen sahen ihn entsetzt an: „Red nich so gottlos!“

„Marielen!“

Da setzte sie sich zu ihm auf den Bettrand und streichelte seine Hände. Die armen, zusammengekrümmten Hände, die da so elend wie zur Parade auf dem Deckbett lagen, weil es ihn zu fürchtbar

geschmerzt hätte, sie ohne Hilfe darunter zu versterken.

Die Scham wollte ihn wieder überwältigen.

„Jaß meine gruglichen Hände nich an!“

„O, Malte! Du bist so gottlos geworden.“

Ein sonderbarer Blick traf sie — feurig und voll tiefer Befriedigung, zugleich aber wie beladen von einer lang vorbereiteten Frage und einem Geständnis.

In ihrem Gesicht stand überströmendes Mitleid zu lesen. Und wie in sanftem Trost fuhr sie fort, seine Hände zu küssen.

Da verschlang er sie mit seinen Blicken.

„Und was andres hätt ich dir auch noch zu sagen, Marielen. Aber heut nich! — Vielleicht kommst du noch mal wieder?“ — —

Entsetzt fuhr sie zusammen. Völlig hilflos starrte sie ihn an:

„Vielleicht“ . . . Und: „noch einmal wieder?“

Jetzt sah sie in die Hölle; in die schwarze, abgründige Nacht.

Ja, was wollte sie denn? Sie war ja nicht seine Cousine! — nichts von seiner Verwandtschaft! — gar nichts!

Weinend warf sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn. Und so heiß und zärtlich küßte sie ihn, als wäre er noch ihr schmucker, sie stolz überragender Steuermann.

Sie hörte sein Herz klopfen, wie in Sturm- und Wetternot.

„Meine Dirn! Meine allerbeste, herzallerliebste Dirn du!“ murmelte er fieberhaft, als sich endlich ihre Rippen von den seinen lösten.

Da nahm sie ihr Tuch aus der Tasche und schickte sich sachte an, ihre Tränen von seinem Gesicht zu trocknen. Mit kindlicher Emphase fuhr sie ihm über Stirn und Augen, über Nase und Backen, strich so leise über seine Rippen, daß er es kaum spürte, und putzte sorgfältig seinen Bart aus.

„Gott sei Dank, daß du doch nur lebst!“ sagte sie dabei tief atmend. „Was hab ich auch für dich gebetet!“

„Ja, du hast für mich gebetet . . . Und . . .“

„Kannst du was dafür?“ fiel sie lebhaft ein.

„Dafür kann keiner! O, Malte! Malte! Daß es dich so hat treffen müssen!“

Wieder schluchzte sie krampfhaft auf.

„Gib mir noch einen Kuß, Dirn! Nur einen einzigen! — Und wisch mir nicht wieder den Mund ab!“ Er murmelte es, stöhnte es und — lächelte dabei.

„So! — Und nu nie wieder! — — Ich will dich nich auch unglücklich machen!“

„Malte!“ Und noch einmal drückte sie ihre weichen Rippen auf den Mund.

Dann nahm sie ihr Tüchlein und trocknete ihm noch einmal den Bart.

Und alles war so lieblich an ihr, so sauber und zart geschäftig. — Plötzlich dachte er an seine Pfl-

gerin Strohmeher und an Gustavs hilfeleistende Faust.

Es schüttelte ihn.

„Gute Nacht, Marielen! Aber du kommst noch mal wieder? Ich muß dir noch was sagen.“

„Ja, ich komm! Und wenn sie mich toschlügen! Und wenn sie allzummen mit Fingern auf mich zeigten! Kommen tu ich!“

„Dein Vater war auch bei mir. Aber bloß einmal.“

„Ja!“ sagte sie nickend.

„Ob er wohl wiederkommt?“

O, er wird doch wohl! Bloß Vatern zieht so was so an! Und ich . . . du! mit Vatern komm ich nicht mit!“

„Einmal sollst du auch noch allein kommen. Einmal, wenn Gustav nich hier ist!“ flüsterte er. „Aber später . . . dann kommst du vor aller Leut Augen mit deinem Vater oder mit Miesen! — Wir sind doch zusammen in Schul gegangen!“

„Ach, du! Du kennst hier die Leut nich mehr! — Auf See vergißt sich das. — So warst Du immer!“

„Und dein Vater . . . ja, den zieht das so an — der is mehr für's Lustige — für Leben und Leben lassen!“

Da tat sich die Stubentür auf. Es hatte Gustav doch zu lange gebauert:

„Die Glock geht auf elf! Marielen Beethmann is'n anständig Mädchen. — Und wenn ihr awes zwanzigmal Brautleut gewesen seid!“ murkte er mit schlecht unterdrückter Aufregung.

Marielen stand wortlos aber schamerglühend auf, und Malte meinte bitter: „Gustav wird mir noch mal das Sterben mitgönnen!“ — Dann richtete er seine Augen abschiednehmend auf Marie.

Wie schön er war! — —

Nun war sie doch noch einmal wieder im Himmel.

Als trüge sie sein Bild in ihrer Brust wie eine goldene Last, ganz verträumt, ging sie an Gustav vorüber hinaus.

Dieser war ihr gefolgt. Und als sie draußen über die Schwelle wollte, griff er hastig an ihr vorbei über die untere Hälfte der Haustür und zog sie ins Schloß.

Sie stand eingefangen neben ihm.

„Daß mich raus!“

„Gleich!“

„Ich will raus!“

„Hast du's so eilig?“

„Ja!“

„Auf einmal?“

„Ja!“

„Bart noch'n Augenblick!“

„Daß mich! — Ich bin 'n anständig Mädchen!“

Sie erschraf vor dem unbeabsichtigten Hohn ihrer Worte. Es war, als habe ein anderer für sie gesprochen.

Er aber lachte grimmig. Dann sagte er trocken: „Ich wollt dir man bloß sagen, daß ich mich nu verändern muß.“

Marie Beethmann stand das Herz still; denn sie dachte gleich an Malte: Wenn Gustav heiratete, bekam Malte eine andere Pflegerin, als die für schmutzig bekannte Strohmehersch!

„Was meinst du,“ fuhr Gustav nach langer Pause fort, als sie nicht antwortete, „der forsche, junge Steuermann kann das nu ja doch nicht mehr sein! Am End nimmst du den Fischer?“

„Daß mich rauß!“

„Gleich!“

„Ich will nach Haus!“

Sie stand plötzlich wie gepeitscht.

„Ueberleg dirs!“

„Ich . . . ich mag dich nicht leiden!“

„Aber ich dich!“

Die Häßgier in seiner Natur war größer als alles andere. Auch in seiner Herzensangelegenheit redete sie das erste Wort. Aber Schmerz und Eifersucht kamen hinzu — die Lust, anderen, die ihn kränkten, einen Tort anzutun.

„Daß mich raus! Sonst ruf ich!“

„Wen? — Sei doch vernünftig! — Ich hab dich immer gut leiden können — und will dich gut halten.“

„Ach! Deswegen!“ — —

„Weshwegen denn nicht?“

Sie rüttelte am Türschloß. Aber er hielt ihr die Hand fest.

„Vielleicht scheust du dich, die Last mit Malten auf dich zu nehmen?“ warf er bissig hin. — Eigentlich hatten Klugheit und Gier, sie auf alle Fälle zu besitzen, ihm eingeblasen, zu sagen: „Wenn du mich nimmst, kannst du ja auch deinen alten Schatz verforten und ihm alle Tage die besten Bissen zusteden!“ — Doch war er zu stolz gewesen, das über die Lippen zu bringen.

„Ich scheu keine Last! Wegen der Last ist mirs nicht!“ sagte sie plötzlich langsam.

„Na, denn überleg dirs!“

Für sein Leben gern hätte er sie jetzt in die Arme genommen.

Aber er war zu klug.

„Ueberleg dirs nur!“ murmelte er noch einmal dicht an ihrem Ohr. Dann gab er sie frei.

Als er in die Stube zurückkehrte, um die Lampe zu löschen und nehenan in der Kammer zur Ruhe zu gehen, sagte Malte kein Wort. Aber er verfolgte ihn unablässig mit den Augen.

„Wilst Du noch eins trinken?“ fragte Gustav und schob im Vorübergehen mit dem Fuß einen Stuhl in die Ofenecke.

„Danke!“

Vielleicht hatte Malte jede Silbe gehört. Es war doch am Ende besser, offen zu reden!

„Du meinst wohl, mein Abschiednehmen mit Marieten Beethmann wäre auch zu lang gewesen?“

„Mach keine Vorred!“

„Fast Recht! — Na — geradheraus gesagt: Ich hab sie gefragt, ob sie nicht mich nehmen will? — Sie wird sich das überlegen.“

Und nun suchte er noch ganz unnötig zwischen seinen Nezen umher, hob aber den Blick nicht mehr vom Boden, bis er in der Kammertür mit einem „Gut Nacht auch!“ verschwand.

„Gut Nacht!“ klang es dumpf vom Marterbett des Gelähmten zurück.

Als Malte allein war, leuchte er vor sich hin.

Wenn er doch lieber noch einmal zu trinken erbeten hätte!

Und dazwischen — zwischen alle Liebes- und Schmerzensglut schlich sich ein sonderbar fremdes, unheimlich stilles Gefühl. Wie von außen kam es an ihn heran und in ihn hinein. So wenig gehörte es schon zu ihm! — So gemein und kleinlich war es eigentlich! Die Befriedigung des Kranken war's bei der Vorstellung, eine liebe, weiche Hand könne ihn künftig pflegen. —

Und Malte Piper haßte dies Gefühl, haßte sich selbst und seinen verkrüppelten Leib.

War er schon so weit? — —

Durch das stille, selbstische Empfinden hindurch tobte der Sturm.

Es schien ein früher Winter zu werden. Wer des Weges nach Witte kam, mußte es der handvoll Häuschen recht gönnen, daß sie sich vor dem eifrigen Nordost so gewissermaßen in die Schlucht verkrüppelten konnten.

Nur die Pipersche Hütte stand frei. Nicht allein hörte man in ihr bei Unwetter das Meer aus nächster Nähe brüllen; die Wellen spülten manchmal so dicht unter die schwachen Grundmauern herauf, daß diese wankten; und der Sturm drohte, den Brüdern das Dach über dem Haupt zu entführen.

Die Stimmung des Dörfchens war trotzdem eine zufriedene, denn der Hering nahm schon seit Wochen seinen Kurs durch die Bucht, und der Fischfang, dessen Gerechtfame für jeden einzelnen Besitzer von Haus und Hof streng eingeteilt waren, lieferte einen ungewöhnlich starken Ertrag.

Beethman und Gustav Piper gehörten zu derselben „Kombagnie“. Aber Verabredungen für einen neuen Auszug wurden meist schon bei der Rückkehr vom Tagewerk getroffen und höchstens durch ein Klopfen ans Fenster oder einen verabredeten Zuruf ergänzt. Die engere Gemeinsamkeit im Handwerk bedingte kein gegenseitiges Auffuchen in den Häusern.

Eines Nachmittags aber hatte Beethmann davon abgesehen, wieder einmal den Fuß über Pipers Schwelle gesetzt. Sein Besuch hatte Malten gegolten. Doch war er dabei auch mit Gustav anders ins Gespräch gekommen, als unterwegs im Boot, oder gelegentlich vor der Haustüre. Und am Ende hatte er auch noch dem von einer Not-

taufte in Puttgarten heimkehrenden Altenkirchener Superintendenten dort getroffen.

Am Abend erzählte Vater Beethmann seinen Töchtern von diesem Tagesereignis — denn in Bitte nehmen die Dinge leicht das Gesicht eines Ereignisses an — und zudem hatte der Alte seinen besonderen Grund, das Gespräch wieder einmal auf Pipers zu lenken.

Er mochte gern ungehindert geradeaus blicken, gern genau voraussehen, was für Wetter demnächst sein würde. Aber ein unbewußtes Bartgefühl hielt ihn diesmal ab, auch geradeaus zu fragen. — So fing er beim Herrn Superintendenten an. „Er sagte: „Grüßen Sie auch Ihre lieben Töchter, Herr Beethmann!“ Und mit Malten hat er mal schön gesprochen — unmöglich schön! Ich sag all immer: Was uns Herr Superintendent doch einmal für'n Ausdruck hat! „Denken Sie nicht, lieber Pper, Sie könnten nun nichts mehr leisten! Sie wissen: Auch auf dem Krankenbett kann man sich als Held erweisen zur Ehre Gottes und der Menschen!“ Malte, der alt arme Jung, hat ihn aber bloß immer mit großen Augen angeluckt. Durch und durch is ihm das gegangen. Das war ihm richtig anzusehen. — Und Blücher hat er ihm auch mitgebracht und von der Frau Superintendenten 'ne Flasche Saft! — „Das Leben Jesu.“ Und das andere hat gerad den nämlichen Titel als das Buch, das der Puttgartensche Lehrer ihm auch all geschickt hat. „Deutschlands Vergangenheit“ mein ich! — Aber der Herr Superintendent, der hat sich da bloß zu gefreut, daß Malte das all hatt'. — So is der nich, daß er unser einen bloß für sich in die Fingern kriegen wollt. Aber schrecklich mit anzusehen is so was, wie mit Malten! — Wenn ich denk, einer könnt auch mal so zu liegen kommen!“ —

Marielen sagte kein Wort. Sie hatte seit einer Woche ihres Vaters Strümpfe vorgenommen, um sie der Reihe nach einer gründlichen Ausbesserung zu unterziehen. Hier stopfte, dort strickte sie an. Sie hätte gemocht, der Berg vor ihr wäre noch dreimal so groß gewesen, als er war.

Beethmann saß seiner Aeltesten gerade gegenüber, beide Arme bis zu den Ellenbogen auf dem Tisch, nur die rechte Hand ein wenig gehoben, denn mit der hielt er den Porzellanopf der kurzen Pfeife, aus der er nun schon über eine halbe Stunde rauchte, daß ihm der Qualm das rotbackige Gesicht oft ganz und gar einhüllte.

„Badding sikt da wie der Vollmond hinter 'ner Wolk!“ hatte Marielen einmal gesagt. Aber das war lange her; das war, als sie noch lachen konnte, daß ihr vor Uebermut die Tränen aus dem Augen schossen und die weißen Kinderzähne nur so blühten.

Blöthlich stopfte Beethmann von neuem Tabak in seine „Schöne Trolerin“, obgleich sie noch nicht ganz ausgeraucht war.

„Wißt Ihr, was Gustav mir heut gesagt hat? Er hat gesagt, daß er sich verändern will!“

„Das erzählt sich schon die ganze Witt! — Auf die legt wird er das noch seinen Fischen vorflößen, wenn er damit nach Altenkirchen runter karri!“ sagte Miele schntppisch. „Er soll doch man bloß eine Notsprachen nehmen! Die sikt nu schon über drei Jahr für ihn auf Dauer!“

„Bißt'n Grünschnabel! Was weißt du von vor drei Jahren?“ scherzte Beethmann. „Hast man eben den Segen gekrtegt und willst all mitreden!“

„Mitreden brauch ich ja nich, wenn ich nich soll,“ lachte Miele, „aber sehn tu ich doch gerad so viel als andere! Wenn du denkst, ich soll immer noch Blindeluh spielen!“ . . .

„Na, na! Begehr man nich gleich so auf! — Notsprachen seine nimant er sich nich, das weiß ich! Ich sag, er soll sich 'ne ordentliche kleine Wittfrau nehmen. Er soll man mit Handelsmann Treduppen reden. Der kommt viel rum und weiß immer was vorzuschlagen. Mit 'ner jungen Dirn — das muß er sich nu aus'n Kopf schlagen. Was soll 'ne junge Dirn mit so'ner Last gleich? Das is ja schlimmer, als Schwiegerbater oder -mutter, denn da is doch 'n End abzusehen! — Ne — 'ne Junge — ne! Das will mir für Gustaven nich in'n Sinn!“

Dabei sah Beethmann Mienen an und Miele altflug ihren Vater. Dann richteten sich beider Blicke fast gleichzeitig auf Marielen.

Sie hatte ihren Strumpf in den Schoß sinken lassen und starrte mit großen Augen in die Lampe.

„Wie'n Geist!“ dachte Miele.

„Was meinst du, Marielen? — hab ich nicht recht?“ fragte endlich der Vater etwas bellommen, nahm die Pfeife aus dem Mund und wischte sich mehrmals mit dem Handrücken über die Lippen.

„Recht? — ja, Vadder! — ja! — ich weiß nich! — Und ihr tut gerad, als mühtet ihr Gustav Pipers seine Sach heute Abend noch in Nichtigkeit bringen!“ —

„Gar nich tu ich!“ murmelte Miele.

Und Vater Beethmann ließ die Angelegenheit auch unter den Tisch fallen. Er war so klug wie zubor.

Seit Wochen — seit sie an jenem Abend bei Pipers gewesen war — hatte Marie nur einen Gedanken: Gustav will sich verändern — und Malte muß 'ne ordentliche Aufspaltung haben!

Sie dachte nicht vor-, noch rückwärts mehr, nicht rechts und nicht links. Immer nur das Eine. Und von dem Einen löste sich schließlich auch noch das vordere Glied fast ab. — Nur das zweite, sich auf Malte beziehende, blieb. Oft wurde ihr ganz schwindelig über der Einförmigkeit dieses Gedankens. Und doch war er noch das einzige, das Wallung in ihr Blut brachte, Leben und Bewegung in die graue Oede ihres hoffnungslosen Schicksals.

„Redt nich!“ flehte sie jetzt plötzlich und griff mit beiden Händen an ihren Kopf. „Redt nich, sonst bringt Ihr mich unter die Erd!“

Miele weinte laut auf. Wie sah nur Marielen aus! Sie sah sich überhaupt schon gar nicht mehr ähnlich. Ganz mager war sie geworden! — Sonst, wenn ihr die Puttgartener Schneiderin einmal ihre Sachen nicht zum Dank machte, hatte sie selbst daran herum geändert, bis die Taille kein Fältchen mehr warf. Wie ihr jetzt dagegen das Zeug vom Leibe hing! Und alles war ihr egal.

Miele war nächstens reichlich so hübsch, als ihre Schwester.

Und wenn mit dieser Vorstellung auch etwas wie eine langentbehrte Genugtuung in ihrer Seele aufstieg, ihr Kummer um Marielen war doch echt.

* * *

Eines Morgens, als es noch stark dämmerte, hörte man Gustavs Fischerlarre über die hartgefrorene Dorfstraße holpern. Man wußte, sie war hoch geladen. Und wenn er den Fisch nicht auf den nahegelegenen Gütern losschlug, mußte er damit bis nach Altenkirchen schieben.

Frau Strohmeier versorgte Pipers das erstemal am Tage früh um fünf Uhr; dann erst wieder gegen acht. Malte war also stundenlang allein! —

Marielen ging zuerst an den Strand hinunter und machte sich an ihres Vaters Boot zu schaffen. Darnach kletterte sie im Rücken von Pipers Hütte ein Stückchen steilen Lehmufers empor, sich an Dorn- und Hagebuttensträuchern festhaltend, und schließlich hinten durch den Kartoffelgarten. Von hier aus brückte sie sich schnell um die Ecke und stand vor der Haustür.

Gustav hatte abgeschlossen; aber Gott sei Dank, der Schlüssel lag dicht unterm Dach auf der Holzplatte, an der die großen Nägel zum Fischetrocken herausstehen! Wie eine Schwerverträumende klopfte sie drin an Maltes Stubentür und trat ein, noch ehe er sie rief.

„Komm nur näher, Marielen!“

„Ich hatt dir's ja versprochen!“

„Ja.“

„Du hast mir noch was sagen wollen?“

„Ach ja! — Und nu du kommst . . . Aber wenn du das auch weißt, wird dir deine Last am End leichter!“

„Und dir — deine!“

Er atmete unruhig. „Kannst du dir das denken?! . . . Ich glaub nich! — So was kannst du dir woll gar nich denken!“

„Du meinst auch, ich soll man . . .“

„Ne! ach ne! — Du sollst nichts! Was sollst du woll sollen?“

„Ich mein, du wolltst sagen, ich sollt das man tun —“ ihre Finger reiben sich krampfhaft an der erfakten Schürze — „das mit Gustav — um dich!“ — Und hilfesuchend blickt sie ihn an.

„Marielen!“ — Das war ein Stöhnen und ein Zauchzen in einem Atem — ein wühlender Kampf in dem einen Wort. Und seine Augen, die erst noch so traumunflort waren, als sie eintrat, halten sie jetzt feurig umklammert, als nahe in ihr das Gerücht seines Lebens und zugleich die Erlösung.

„Das willst du tun? — Du willst . . .“, er bricht ab und seufzt. „Du willst? . . .“

„Ja, es geht doch nich anders,“ sagt sie ergeben und setzt sich auf den Stuhl, der an seinem Bett steht.

„Ich hab das nich gemeint. Aber wenn du das tun willst, mußt du es erst recht wissen! — Wirklich, das wird dir dann leichter — mödlich auch, du tußt das gar nich mehr, wenn du es bloß um mich gewollt hast! — Und . . .“ Noch einmal trinkt er sich Gewißheit aus ihrem Anblick — „so wird es ja woll sein!“ —

Marte Beethmann verstand den Kranken nicht. Sie versuchte nicht einmal zu vermuten, wo er hinaus wollte. Gespannt blickte sie in seine erreacten Züge und dann noch einmal verstohlen seitwärts auf seine unglücklichen Hände. Sie sah sie gewissermaßen in einem neuen Licht und mit erneuertem Entsetzen; denn das leibliche Auge bestätigte ihr, was sie eine Weile immer wie in schrecklichem Halbschlaf vor sich gehabt hatte.

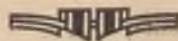
Indessen senkte sich sein Blick vor dem ihren und irrte über die roten Karos seines gemusterten Deckbettbezuges, als wolle er sie zählen.

„Du bist mir immer treu gewesen.“ saote er endlich so undeutlich, als möchte er seine Worte noch zurückhalten. Und dann wiederholte er noch leiser: „Nimmer treu!“

Es hatte halb fragend geklungen. Sie hob ihr Köpfchen etwas höher.

„Na!“ hauchte sie lächelnd. Und um ihre Lippen huschte es wie das stolze Bewußtsein eines natürlichen Abels.

(Fortsetzung folgt.)



Aus der Zeit.

Oberbürgermeister Gronow, Stralsund.

Der Stralsunder Oberbürgermeister Ernst Gronow konnte am Donnerstag, den 20. Januar, seinen 60. Geburtstag feiern.

Gronow ist ein Kind unserer Heimatprovinz, denn er wurde im Jahre 1856 zu Greifswald geboren, wo er auch seine ganze Jugend- und Schulzeit verlebte. Nach bestandenen Abiturientenexamen studierte er zuerst in Leipzig, Berlin und Heidelberg, zum Schlusse in seiner Vaterstadt Greifswald die Rechtswissenschaften. Im Jahre 1884 wurde er von der Stadt Stralsund zum besoldeten Rathsherrn gewählt und ihm dort sechs Jahre später das Amt des Stadtsyndikus übertragen. Aus der Wahl zum ersten Bürgermeister der Stadt im Jahre 1898 ging er als Steger hervor. Im Jahre 1910 erfolgte nach Ablauf der ersten Amtsperiode seine Wiederwahl. Gronow ist Mitglied des Preussischen Herrenhauses sowie des Pommerischen Provinziallandtages. Mögen noch viele Arbeitsjahre, zu seiner Freude und zum reichen Segen der Stadt Stralsund dem Sechzigjährigen beschieden sein!

*

Dr. Paul Liman †.

In den ersten Tagen des Februar starb zu Berlin an den Folgen einer Operation im Alter von erst 56 Jahren der bekannte Schriftsteller und Redakteur Paul Liman. Für unsere Provinz hat er insofern eine besondere Bedeutung, daß er einer der Mitbegründer der Vereins Deutscher Studenten zu Greifswald ist.

Geboren am 8. Februar 1860 in Schneidemühl, veröffentlichte er im Alter von 38 Jahren seine Bismarck-Denkwürdigkeiten und 1901 die Schrift „Bismarck nach seiner Entlassung.“ Allgemein, auch im Auslande, wurde sein Name bekannt durch die freimütigen Bücher „Der Kaiser“ (1904) und „Der Kronprinz“ (1914), die beide in rascher Folge neue Auflagen erzielten. Sein furchtloses Eintreten für Wahrheit und Recht sichern dem tüchtigen, fleißigen Gelehrten ein bleibendes, ehrendes Andenken.

*

Eine Heldentat des Statthalters des Provinz Pommern.

Ueber die Rettung einer Motorbatterie durch den Prinzen Eitel Friedrich wird aus dem k. k. Kriegspressequartier, also aus bestunterrichteter Quelle, dem „Berliner Lokalanzeiger“ von einem Augenzeugen Folgendes berichtet:

Am Doberdo kam ich zufälliger Weise zu einer Mörserbatterie, die Interessantes erlebt hat. Sie gehört zu jenen, die als erste im Weltkriege zur Ueberraschung der Engländer und Franzosen von ihrem Dasein Kunde gaben. Während des Bewegungskrieges an der deutschen Westfront war die Batterie überall da, wo das glorreiche Vordringen der deutschen Armee durch Festungen und Verteidigungs-

anlagen gehindert wurde, und sie riß Tore belgischer und französischer Festungen, manchmal ohne Mithilfe der deutschen Schmelzernbatterien auf. Nützlich war schon in deutschen Händen, als die Batterie an der Westfront erschien. Den ersten Schuß gab sie auf Namur ab. Für die Forts de Dandoi und de Rezieres genüigten einige Volltreffer, um den hoffnungslosen Widerstand zu brechen. Das Fort d'Etave hielte nach einem einzigen Warnungsschuß die weiße Flagge eine Viertelstunde vor dem Ende der durch die Unterhändler gebotenen Frist. Auf französischem Boden trat die Batterie dann bis Sivet in Tätigkeit. Am 2. September fuhr sie über Sedan zur Maas. Die Belagerung des Forts de Trohon war noch im Gange, als es durch einen riesigen Kraftaufwand der Franzosen gelang, die dünne deutsche Linie bei Saint Renis einzudrücken. Die Mörserbatterie befand sich so zwischen zwei Fronten. Der Feind hatte sich schon auf hundert Schritte an die Batterie herangearbeitet, als hinter ihrem Ohr ein donnerndes Hurra erscholl. Die Königsgrenadiere gingen, um die Batterie zu retten, zum Sturm vor. Ein kräftiger Offizier schritt ungeachtet des Regens, der ihn empfieng, voran. Ein lauter Ruf überlante das Gewehrknattern und Kampfgetöse der Königsgrenadiere. Er besagte: „Ein Sohn des Kaisers ist es, der euch zum Sturme führt!“ Die dadurch angefachte Begeisterung tat Wunder. Der unüberstehliche Stoß drängte die französische Schwarmlinie zurück. Die Batterie montierte indessen das Geschütz rasch ab, lehrte um, zog sich zurück und wurde sofort zur Neuerrichtung nach Metz geschickt. Dort erfuhr sie, daß ihr Retter Prinz Eitel Friedrich war. Von Metz lehrten die Mörser wieder zur Maas zurück, kämpften bei Loule, Saint Mihiel, beschossen das Fort de Vierville und arbeiteten vier Wochen hindurch in den Argonnen. Kurz nach der italienischen Kriegserklärung war die Batterie schon am Plateau Doberdo in Stellung, und jetzt hält sie dort treue Wacht.

*

Der Brand in Poblak.

In der letzten Januarwoche ist bei einem großen Brande in Poblak das ganze Gebäude des Kinderheims bis auf die Umfassungsmauern in Flammen aufgegangen. Als Glück bei dem großen Unglück ist noch zu betrachten, daß Verluste an Menschenleben nicht zu beklagen sind. Ueber die Entstehungsursache des Brandes ist bisher nichts Zuverlässiges bekannt geworden. Zurzeit des Brandes waren annähernd 100 Kinder in dem Gebäude des Heims untergebracht, die nun mit ihrem Pflegerpersonal sich in bitterster Not befinden. Vorläufig hat die kleine Schar in den benachbarten Gebäuden ein Unterkommen gefunden. Bei der herrschenden Kälte tut aber dringende Hilfe not und sind Gaben aller Art, hauptsächlich Lebensmittel und Kleidungsstücke sowie Geldspenden sehr erwünscht.

Kriegsnagelungen in der Provinz Pommern.

Auch in unserer Provinz Pommern haben es sich viele Städte nicht nehmen lassen, durch sogenannte Kriegsnagelungen ihren patriotischen Sinn zu beweisen und der Opferwilligkeit ihrer Einwohner wieder neue Gelegenheit zu geben, sich zu betätigen. Wir werden gern an dieser Stelle über derartige Nagelungen berichten und bitten um allseitige gütige Mitteilungen. Von einigen uns bekannt gewordenen können wir schon jetzt Kunde geben. So wird uns aus Stolp mitgeteilt:

Die Nagelung der Stolper Kriegssäule ist an Kaisers Geburtstag beendet worden. Der Arbeitsausschuß gibt nun das Ergebnis der Nagelung bekannt. Es beläuft sich nach Abzug der Unkosten auf 21 205,31 Mk. Dieser Betrag wurde je zur Hälfte dem Roten Kreuz und der Städtischen Kriegshilfe zugewiesen, wie es von Anfang an geplant war. Alle, die an der Nagelung teilgenommen haben, werden sich freuen, daß die Säule nun ihren Hauptzweck erfüllt hat. Doch wird die Säule, wie bekannt, zum Zeugnis unserer heutigen großen Zeit den späteren Geschlechtern erhalten bleiben und somit dauernden Wert besitzen.

Während in Stolp die Nagelung der Säule am 27. Januar beendet wurde, weihete man am gleichen Tage in Güzkow das dem genannten Zwecke dienen sollende Eisene Kreuz in Verbindung mit dem Stadtwappen ein. Ein Bericht über die Feter in Güzkow sagt:

Zur Feier von Kaisers Geburtstag hatten sich an diesem Tage alle Vereine, Innungen und Körperschaften zum gemeinsamen Kirchgang vereint. Danach bewegte sich der städtische Festzug mit wehenden Fahnen zur „Reichskrone“, wo zur Erinnerung an diese Zeiten ein Wahrzeichen genagelt wurde. Propst Hoppe eröffnete die Feierlichkeit mit einer ergreifenden Ansprache an die Festversammlung, in der er die tiefe symbolische Bedeutung dieses Wahrzeichens — des Eisernen Kreuzes in Verbindung mit dem Stadtwappen — darlegte. Darauf eröffnete Bürgermeister Bierhals als Vertreter der Stadt die Nagelung mit einer Rede, die mit den ersten Hammerschlägen schloß. Die Beteiligung der Bevölkerung an dem Feste war so rege, daß für den ersten Nagelungstag allein ein klingender Erfolg von ungefähr 800 Mark verbucht werden konnte, die der „Nationalspende für die Hinterbliebenen“ überwiesen werden sollen. Hinzugefügt sei, daß dieser Erfolg in erster Linie der Opferwilligkeit der Vereine zu verdanken ist. Die eigentliche Feter endigte mit dem Kaiserhoch, das Graf Behr-Bandelin ausbrachte.

*

Aus Bergen auf Rügen hören wir, daß der Reinertrag der Nagelung eines Eisernen Kreuzes bis zum 10. Februar 5176,57 M. betragen habe. Aber noch viele hundert Nägel harften an

diesem Tage ihrer Bestimmung, sodaß die Endsumme des Ertrages eine viel höhere werden dürfte.

*

Seidenraupenzucht in Pommern.

Das „Berliner Tageblatt“ brachte vor einiger Zeit einen Hinweis: Die Seidenraupenzucht, eine Erwerbsmöglichkeit für invalide Krieger. Zu diesem Thema erhielt genanntes Blatt eine uns Pommern ganz besonders interessierende Zuschrift. Sie erinnert an die, wie es scheint ganz vergessene Tatsache, daß bis in die sechziger Jahre hinein in Pommern, also im nördlichen Deutschland, Seidenzucht in ziemlich großem Maßstabe betrieben worden ist. Daß unter Friedrich dem Großen in Preußen, besonders in der Mark Seidenzucht und Seidenfabrikation schwunghaft betrieben wurde, ist ja allgemein bekannt, daß aber beispielsweise am 27. Juli 1864 ein einziger Raupenzüchter, G. A. Loepffer, in Stettin 720 „Mezen“ Kokons allein zum Verkaufe stellte, weiß man nicht mehr. Italiener und Franzosen waren Käufer, aber auch eine Haspelanstalt zu Stettin war am Markte. Es ist Tatsache, daß in jener Zeit Pommern zu sehr hohen Preisen Kokons nach Frankreich und Italien lieferte, und zwar sowohl japanische als italienische und Kreuzungen von beiden. Man züchtete damals nicht nur Bombyx mori, den eigentlichen Maulbeerspinner, sondern auch Bombyx Yamamai, die von Eichenblättern lebt, und versandte sowohl Kokons als Grains.

* * *

Pommersche Bücherschau.

Santke, Max, Mittelalterliche Wandmalereien in der Kirche zu Dargitz. Mit 7 Abbildungen, Pasewalk 1914. August Schnurr Buchhandlung. 16 S. gr. Oktav. Mk. 1.—

Ueber dies für jeden Kunstfreund hochinteressante Werkchen sagt Prof. Lemke, Stettin mit treffenden Worten:

„Da die Ausführungen des um die Heimatkunde Pommerns wohlverdienten Verfassers es wert sind, eine möglichst weite Verbreitung zu finden, erscheint es angezeigt, sie eingehender zu besprechen, um so mehr, als es sich zugleich um eine künstlerische Wiederherstellung von mehr als gewöhnlicher Bedeutung handelt, und die Dargitzer Kirche nicht nur eine der ältesten, sondern auch eine der besterhaltenen unter den alten Dorfkirchen Pommerns ist; gehört sie ja doch zu den mit wunderbarer Sorgfalt geschichteten Granitquaderbauten des 13. Jahrhunderts. So vortrefflich das Gebäude in seiner Außenseite erhalten ist, so mitteillos war es in seiner Innenseite im Laufe der Jahrhunderte behandelt und der ganze farbige Schmuck der Wände von einer alles gleichmachenden Kalklauge verdeckt.“

Spuren dieser Bemalung kamen nun im letzten Jahrzehnt zum Vorschein, und der sehr einsichtige Kirchenvorstand faßte es ins Auge, diesen Schmuck, soweit es nicht durch die eingebaute Empore unmöglich gemacht wurde, wieder ins Leben zu rufen. Die Arbeit wurde den Herren Hoffmann und Bögele, Werkstatte für christliche Kunst in Stargard in Pom., übertragen und 1913 nach den heute in der Denkmalspflege maßgebenden Vorschriften in muster-giltiger Weise ausgeführt, auch die Gesamtausmalung des Innern dazu in wohlthuenden Einklang gestimmt.

Hantke beschäftigt sich nun mit den erneuerten, in sechs guten Abbildungen wiedergegebenen Wandgemälden, er beschreibt sie eingehend und erläutert sie auch für das Verständnis eines Laien verständlich und klar, aus den Anschauungen ihrer Zeit heraus.

Er bespricht zuerst die friesartig aneinander gereihten Figuren von je vier Aposteln und heiligen Frauen an den Längsseiten. Außer den vier Friesresten zeigen die Längsseiten noch drei in sich geschlossene figurenreiche Darstellungen, an der Südwand die Geburt des Heilands, ferner sein Weiden am Kreuze mit Maria und Johannes, an der Nordwand Christus als den Weltenrichter, alle drei in strenger mittelalterlicher Auffassung und von dem Verfasser richtig charakterisierten edigen Formen. An der Altarwand sieht man rechts die Riesengestalt des Hl. Christophorus, wie er das Christkind seufzend unter seiner Last über das Wasser trägt, und links einen von zwei Erzengeln getragenen Kelch, über dem eine durch das Kreuz gekennzeichnete Hostie schwebt.

Hantkes sachgemäßen und von eindringendem Studium der Materien zeugenden Ausführungen sind, obwohl sie die Tendenz nirgends durchblicken lassen, völlig objektiv gehalten sind, auch sonst in hohem Maße geeignet, die leider bei uns in manchen Kreisen noch herrschende Abneigung gegen die Malerei des Mittelalters zu beseitigen. Wir können daher nur den Wunsch aussprechen, daß das Schriftchen eine möglichst weite Verbreitung finden möge. Sicher wird es nicht nur in den Dargitzer Gemälden, sondern auch der kirchlichen Malerei der alten Zeit überhaupt manchen Freund gewinnen. Die geschmackvolle, aber sich von jedem überflüssigen Prunkte fernhaltende Ausstattung des Büchleins macht der Verlags-handlung alle Ehre; wir hoffen, daß es dadurch als Geschenk manchem Lieb und wert sein wird."

*

Feldpostbriefe pommer-scher Krieger. Heft 2. Soeben ist Heft 2 der „Feldpostbriefe pommer-scher Krieger“, Verlag Fischer und Schmidt, Stettin, gesammelt und herausgegeben vom Bund Heimatschutz, Landesverein Pommern,

im Buchhandel erschienen. (Preis 30 Pfg.) Das Heft führt die Seitennummerierung des ersten Heftes weiter, damit sich später die Hefte zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschließen lassen. Der Inhalt bringt folgende zusammenfassenden Abschnitte: I. Allerlei Quartiere im Fein-desland, (Tagebuch eines Unteroffiziers in Flandern, Wie Frankreich die Barbaren haßt und liebt, Wenn Schuster und Schneider Helden werden), II. Pioniere vor und hinter der Front (Auf dem Rückzug an der Marne, Im „Blinddarm“). III. Zwischen den Wettern, (Gefechtsreserve, Unser Dorf, Das Kompagnieschwein, Liebesgaben). IV. Im grünen Klee, im weißen Schnee, (Frühlingstage an der Westfront, Wie ich in den Karpathen verwundet wurde). V. Die brave Pommern sterben gehen, (Die Schlacht bei Bolimow, Getreu bis in den Tod). Das Vorwort kündigt für das nächste Heft Briefe der Pommern zur See an und für ein weiteres Plattdeutsche Feldpostbriefe. Die ganze Sammlung, davon redet auch Heft 2, nimmt eine gedeihliche Weiterentwicklung.

*

Auguste Bonow, „Um das liebe Geld“ Verlag Aurora, Dresden. Preis 80 Pfg.

Ein konfuscs Büchlein, zu nichts nütze. Die Verfasserin sagt im Vorwort, daß ihr Buch „Gedanken“ enthalte. Wie vorsichtig! —

*

H. Bohnstedt. „Die Erziehung unserer Volksschuljugend und der Krieg.“

Welch eine Fülle von Anregung bietet im Gegensatz zu dem zuvor erwähnten Büchlein die Ab-handlung des hervorragenden Schulmannes, des Stettiner Regierungs- und Schulrats Bohnstedt. Wirklich, beherzigenswerte Gedanken nicht nur für die Schule allein, auch für alle die, die von den aus dem Felde zurückgekehrten Vätern einst gefragt werden können: „Was habt ihr, ihr zu Hause, während wir kämpfend mit dem eigenen Leib euch deckten, aus unseren Kindern werden lassen? Sind sie dem fremd geblieben, was wir draußen durch-machten, und was wir dort errungen haben? Sind sie verbummelt oder verwildert? Sind sie reif geworden für den Frieden, den wir euch wiederge-wonnen, und für die neue große Zeit, die mit ihm anhebt?“

In knapper klarer Weise sind in der Schrift die Erziehungsaufgaben der Heimgebliebenen an unserer Jugend bestimmt worden, und die Hand des Kundigen weist Wege, die sicher zum Ziele führen.

*

Kerner von Marilaun, A., Pflanzenleben. Dritte, von Prof. Dr. A. Hansen neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit über 600 Abbildungen im Text, 1 Karte und etwa 80 Tafeln in Farbendruck, Aetzung und Holzschnitt.

3 Bände, in Halbleder gebunden zu je 14 Mark. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Kerners „Pflanzenleben“ ist jedem Deutschen, der den Naturwissenschaften einiges Interesse entgegenbringt, hinreichend bekannt; oft genug hat nicht nur der Naturfreund, sondern auch der Forscher, der Lehrer nicht minder wie der Student und reifere Schüler sich dieser Fundgrube biologischen Wissens zugewandt, um mit reinstem wissenschaftlichen Genuß, ja mit Begeisterung der aus echter Forscherarbeit geflossenen meisterhaften Darstellung der pflanzlichen Lebensvorgänge zu folgen. Im Gegensatz zu der rein systematischen Betrachtung der Pflanzen, wie sie ehemals in den Schulen = lich war und das Interesse der Schüler nicht steigern konnte, ist Kerners Werk uns auch der Wegweiser geworden, wie man durch Einführung eines biologischen Unterrichts Ersprößlicheres leisten könnte. Jetzt erscheint nun dieses klassische botanische Werk in einer neuen, dritten Auflage, durch deren Herausgabe der namhafte Gießener Botaniker, Professor Dr. Adolf Hansen, sich in hohem Grade den Dank nicht nur der Gelehrten, sondern aller Gebildeten erwirbt.

Was den Inhalt des ersten Bandes der dreibändigen Neuauflage betrifft, so umfaßt er die Zellenlehre und die Biologie der Ernährung, während der zweite Band vorzugsweise die hauptsächlich auf Goethe zurückgehende Lehre von der Metamorphose der Pflanzen sowie das eigentliche Spezialgebiet Kerners, die Blütenbiologie, behandelt. Der dritte Band soll wesentlich der Stammesgeschichte und der Pflanzengeographie gewidmet sein. Vorausgeschickt ist die allgemeine Charakteristik der Zelle, ihrer Eigenschaften und Fähigkeiten, da ja die äußeren, zwar oft besonders eindrucksvollen Lebenserscheinungen nur auf der Basis der tiefinnersten, feinsten Lebensvorgänge von Grund aus verstanden werden können. Mit immer zunehmendem Interesse liest man sodann, um ein Beispiel herauszugreifen, über die merkwürdigen Wasserleitungen der Pflanze, wobei es sich nicht nur um die inneren Leitungsbahnen, die Gefäßröhren, handelt, sondern auch um die „Regenwasserleitungen“, d. h. die Einrichtungen an Stengeln und Blättern, vermöge deren das austropfende Wasser das eine Mal fast vollständig nach dem Stamm der Pflanze hin, das andere Mal an die äußerste Peripherie der Blätterkrone geleitet wird, doch in jedem Falle so, daß es gerade den feinen Wurzelfäserchen zugute kommt. Derartige Zweckmäßigkeiten, die ja bekanntlich allem Organischen zugrunde liegen, lernen wir an der Hand des „Pflanzenlebens“ immer aufs neue bewundern, und zwar in so manchen Eigentümlichkeiten, denen wir zuvor keine besondere Bedeutung zuschreiben gewußt hätten. Aus dem reichen Inhalt des Buches sei hier noch erwähnt, daß die interessanten insektenfressenden Pflan-

zen und ihre so auffälligen Reizbewegungen sowie die Schmarotzerpflanzen und ihre Anpassungen an die parasitische Lebensweise im Zusammenhang mit den Ernährungsvorgängen eingehend zur Darstellung gelangen.

Kerner-Hansens „Pflanzenleben“ bietet in seiner jetzigen Gestalt neben der Erhaltung des Alten eine Fülle von Verbesserungen, für die man dem Herausgeber nur dankbar sein kann. Dies gilt übrigens nicht nur von dem Text, sondern in gleichem Maße von den Abbildungen. Das reiche, von Kerner herrührende Illustrationsmaterial, unübertrefflich an wissenschaftlicher Treue und anschaulicher Wirkung, ist noch um eine Anzahl prachtvoller Holzschnitte, Zeichnungen und farbenprächtiger Tafeln vermehrt worden.

*

Warburg, Prof. Dr. Otto, Die Pflanzenwelt. Mit mehr als 900 Abbildungen im Text und über 80 Tafeln in Farbendruck und Zeichnung. 3 Bände in Halbleder gebunden zu je 17 Mark. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Obwohl wir eine Anzahl systematisch-botanischer Werke besitzen, so sind diese alle doch lediglich für den Spezialkenner, für den Floristen verwendbar, keins aber von diesen Werken ist lesbar. Abgesehen von Kerners „Pflanzenleben“, das ein systematisches Nachschlagewerk nicht ist und auch nicht sein will, fehlte bisher dem der speziellen Botanik Fernstehenden ein die einzelnen Pflanzen in ansprechender Form darstellendes Werk über die Pflanzenkunde. Diesem fühlbaren Mangel dürfte die den weitesten Kreisen zuge dachte „Pflanzenwelt“ von Professor Dr. O. Warburg für immer abhelfen, handelt es sich doch um eine in glänzendem Stil geschriebene spezielle Botanik, ein allgemeinverständliches Werk über die Pflanzenwelt der ganzen Erde unter besonderer Berücksichtigung der Vertreter unserer deutschen Flora sowie auch aller derjenigen fremdländischen und überseeischen Pflanzen, die für die Technik, Industrie, S eilkunde oder in anderer Hinsicht für den Menschen besonders wichtig sind. Der bis jetzt vorliegende erste Band beginnt mit den winzigen kleinen Urpflanzen. Daß dabei auch über die Beschaffenheit und Stellung der krankheitserregenden Bakterien alles Wissenswerte gesagt wird, ist freudig zu begrüßen, denn andere botanische Werke überlassen diese schwierige Materie dem Mediziner. Den Algen und Pilzen — hier lernen wir auch die ehbaren Schwämme von den Schädlingen unterscheiden — folgen die Moose und Farne, Schachtelhalme und ähnliche Gewächse, die Zykladeen und Koniferen (Nadelbäume), endlich die Zweifblattkeimer oder „Dikotyledonen“. Unter diesen gelangen u. a. die Mehrzahl der Laubbäume und so manche Kräuter und Blumen, z. B. das große Meer der Nelkengewächse, zur Darstellung, während

die übrigen Dicotyledonen und die Monocotyledonen für Band II und III aufgespart bleiben. Alles in allem hat es der Verfasser verstanden, uns zu unserer Ueberraschung zu zeigen, daß die systematische Botanik keine „trockene“ Wissenschaft zu sein braucht, vielmehr gewinnen wir auf Schritt und Tritt den Eindruck, daß „jede Pflanzengattung, jede Pflanzenart ein Mikrokosmos für sich ist, der in labilen Beziehungen zu den übrigen steht und sich in seinen Kreisen der großen Interessensphäre des Menschen immer mehr anschmiegt und anpaßt.“ „Das Pflanzenreich ist ein sich bildendes Welt-system in kleinen, dessen Bestandteile auf eine gemeinsame Vergangenheit zurückblicken, nach verschiedenen Richtungen hin ausstrahlende Entwicklungsstufen durchgemacht haben und einem teilweise schon jetzt übersehbaren, je nach Anpassung und Umwelt verschiedenen Geschick entgegenziehen.“ Unterstützt wird die lebendige Darstellung durch ein überaus reiches, prächtiges Material an Abbildungen. Beim Anblick so mancher der teils farbigen, teils schwarzen, nach ausgezeichneten Photographien hergestellten Tafeln fühlt man sich selbst in die freie Natur mit den Düften des reinen Waldes oder mit den „reinen Lüften“ der Bergeshöhen versetzt; dazu treten noch die höchst interessanten zahlreichen, aus der Feder S. Eichhorns stammenden Zeichnungen, welche die Pflanze im ganzen sowie in ihren einzelnen Teilen veranschaulichen und stellenweise, so namentlich am Schlusse des Buches, einen recht hübschen Blumenkranz bilden. — Der Preis des dauerhaft und geschmackvoll gebundenen und drucktechnisch aufs beste ausgestatteten Werkes, das zugleich eine neue selbstständige Abtheilung der berühmten vollständigen Sammlung „Allgemeine Naturkunde“ bildet, ist in Anbetracht der Fülle des Gehaltens und seiner Brauchbarkeit, in Anbetracht der Schönheit, niedrig zu nennen. Wir sehen dem zweiten und dritten Bande mit Spannung entgegen.

*

Technischer Modellatlas. 15 zerlegbare Modelle aus den Gebieten der Maschinen- und Verkehrstechnik mit gemeinverständlichen Erläuterungen herausgegeben von Ingenieur S. Blücher. Neue, wohlfeile Ausgabe. 4to. In Pappeband 9 Mark. Verlaag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Technische Modelle bezaubern gerade jetzt erhöhtem Interesse. Der Herausgeber dieses Modellatlas hat es unternommen, an der Hand von Klappmodellen den Bau von 15 verschiedenen technischen Musterstücken klarzulegen, und dies gelang ihm wirklich überraschend gut. Wer sich in diese Klappmodelle und die zugehörigen, alles Wesentliche herausholenden klaren Beschreibungen versenkt, wird kaum noch über einen selbst nebensächlichen Bauteil der Objekte im Zweifel bleiben. Die gewählten Modelle berücksichtigen alle möglichen Zweige und Interessen. Dampfkessel, Kolben-Dampfmaschine,

Dampfturbine, Gasmaschine und Dieselmotor verkörpern die eigentlichen Antriebsmaschinen, wozu aus dem Reich der Elektrotechnik noch eine Gleichstrom- und eine Drehstrommaschine hinzutreten. Eine Dampfdrehmaschine vertritt die landwirtschaftlichen Maschinen. Dann folgen Modelle von Dingen, die dem Verkehrswesen angehören, so Kraftwagen und Lokomotive, darauf Doppelschraubenschiff und Unterseeboot, Luftschiff und Flugzeug und endlich, um auch den Nachrichtenverkehr nicht leer ausgehen zu lassen, ein Typendruck-Telegraphenapparat. Alles in Allem verdient dieser Modellatlas warme Empfehlung; er eignet sich nicht nur für alle technischen Kreise, sondern auch für jeden Laien.

• • •

Zeitschriftenchau.

„Heimat und Welt“.

Monatschrift unter Mitwirkung des „Veretns für das Deutschtum im Auslande.“ Heft 12. Mit diesem Hefte schließt der fünfte Jahrgang der gut eingeführten Zeitschrift ab, die gerade im letzten Jahre durch ihre Kriegshefte einen erfreulichen Aufschwung genommen hat. Besonders wertvoll wird dies Blatt durch seine vier Buchbeiträge. Sehr niedrig ist der Preis. Der Jahrgang aus 12 reich illustrierten Monatsheften bestehend, kostet einschließlich der vier gut gebundenen Buchbeiträge nur 10 Mk., sodaß der Bezug jeder auch kleineren Volksbücherei, der es auch auf Erwerbung gemeinverständlich belehrender Werke ankommt, möglich ist.

*

„De Eekbom“.

Halbmonatschrift für plattdeutsche Sprache und Art, 34. Jahrgang, Heft 1 und 2. (Richard Herms Verlag, Hamburg.) Von der bekannten plattdeutschen Zeitschrift liegen die beiden ersten Hefte des 34. Jahrgangs vor, die ein treuliches, freundlich ansprechendes Gesicht zeigen, wie wir es von den früheren Jahrgängen der Zeitschrift gewöhnt sind. Der Roman „De Heidenhoff“ von Elisabeth Abrecht entwickelt sich — das ist jetzt schon zu sehen — zu einer spannenden und fesselnden Erzählung. Eine kleine prächtige Geschichte in Heft 2 „Kriegslid“ von Wilhelm Ehlers, die das zufällige Zusammentreffen von vier Holsteinern schildert, die insgesamt in vier Feldzügen 1848, 64, 70-71 und 1914-16 gekämpft haben, dürfte ganz besonders unsere Feldgrauen zusagen.

*

„Aus dem Ostlande“.

Monatszeitschrift für Posen und Westpreußen. Jahrgang 1916, Heft 1.

Unter diesem neuen Titel ist soeben das erste Heft des 11. Jahrgangs der Heimatzeitschrift „Aus

dem Posener Lande“ erschienen, der an dieser Stelle schon mit warmen, empfehlenden Worten gedacht worden ist.

Vielen an den Verlag gerichteten Wünschen nachkommend, hat sich dieser entschlossen, mit Beginn des neuen Jahres das Verbreitungsgebiet der Zeitschrift auch auf Westpreußen, überhaupt auf das gesamte Ostland auszudehnen. Als neuer Schriftleiter ist der bisherige langjährige Chefredakteur des „Geselligen“ in Graudenz Paul Fischer gewonnen worden, dessen Wirken und Schaffen allezeit dem deutschen Osten gegolten hat. — Und fürwahr! Das erste uns vorliegende, illustrativ wie textlich ganz vorzüglich ausgestattete Heft bringt den Beweis, daß die Zeitschrift wirklich zu einem recht abwechslungsreichen und beachtenswerten ostdeutschen Unterhaltungs- und Belehrungsblatt ausgestattet worden ist.

Besonders beachtenswert aus dem Inhalt erscheint uns die Abhandlung „Die Hüterin der neuen Zeit“ von Artur Brausewetter, den wir Pommern ja auch mit Stolz zu den Unsern zählen dürfen. Ein gebührend großer Teil des Heftes ist dem Andenken Johannes Trojans gewidmet. Ein Glück auf! dem alten bewährten Unternehmen im neuen Gewande!

Aus der Werkstatt des Pommernverlages.

Seit der Ausgabe des letzten Doppelheftes unserer Zeitschrift ist im Pommernverlage ein Kriegsbüchlein erschienen, das wie wenige feinesgleichen echte Kriegslust atmet und in mit sich fortreichendem Stile geschrieben ist. Es heißt „Schwert her aus“ und hat Otto M. Peters zum Verfasser, aus dessen Feder der Pommernverlag demnächst einen größeren Roman veröffentlichen wird.

Durch die ebenso sachliche wie psychologisch fein empfundene Darstellungsweise von Kriegserkenntnissen und Kriegsmenschen bietet „Schwert her aus!“ einen belehrenden Unterhaltungsstoff, wie er von anderen Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Kriegsliteratur kaum übertroffen werden kann. Das Seelenleben unserer Kämpfer draußen wie auch die

Psyche des Krieges ziehen an dem geistigen Auge des Lesers in scharfen Umrissen vorüber.

Die flüssige und interessante Darstellungsweise des Verfassers, der selbst draußen an der Front mit-erlebt und mitgeföhlt hat, wird für alle Mitkämpfer eine interessante Erinnerung und für die Dahingeblienen einen wahren Spiegel des rauhen Kriegslebens bilden.

Nicht nur Ereignisse und Heldentaten unserer Garderegimenter, nicht nur die Tapferkeit und der Mut pommerischer und märkischer Kämpfer, nicht nur das siegreiche Vorstürmen unserer wuchtigen Ostpreußen, sondern auch die Waffentaten unserer österröichisch-ungarischen Bundesbrüder sind hier geschildert in der fast übermenschlichen Arbeit, das feindliche Ungeheuer zu erdroffeln.

Der Preis des gut ausgestatteten Buches beträgt nur 1 M.

Unsere der pommerischen Jugend gewidmete Halbmonatszeitschrift *Jung-Pommern* beendet soeben ihren ersten Jahrgang. Das Heft 24 liegt bereits vor. In der kurzen Zeit ihres bisherigen Erscheinens hat sich die Zeitschrift viele Freunde und Freundinnen erworben. Auch hat sie in derartigem Maße den Beifall der hohen Behörden gefunden, daß sie sich von ihnen allseitiger Unterstützung erfreut und von ihnen vielfach nachdrücklich auf *Jung-Pommern* in empfehlender Weise hingewiesen worden ist. Probenummern sendet der Verlag gern unentgeltlich.

Inhalt.

Die „unbekannten Götter“ der rügischen Wenden. Von A. Moewert	193
Volkshumor und Volksweisheit. Von Prof. Dr. A. Brunk. (Fortsetzung)	198
Zwei Gedichte. Von Heinrich Langenhagen	207
Die Liebelose. Von Prof. D. Droß. (Schluß)	208
Onkel Malte. Von Clara von Sydow. (Fortf.)	219
Aus der Zeit	227
Pommerische Bücherchau	228
Zeitschriftenchau	231
Aus der Werkstatt des Pommernverlages	232